Germ.
2718
2

[K]REISBIBLIOTHEK
[R]EGENSBURG

Germ. Seybold
2718/2

Zweiter Theil.

Republikaner

und

Royalisten.

Historisch-romantisches Sittengemälde aus der französischen Revolution.

Von

Friedrich Seybold.

Zweiter Theil.

GEWERBS-VEREIN.

Stuttgart:

J. Scheible's Buchhandlung.

1833.

1947/186

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

Wenn man über eine der drei Brücken geht, welche die Insel Saint-Louis mit Frankreichs Hauptstadt verbinden, so glaubt man sich, wie durch einen plötzlichen Zauber, in eine ganz andere Welt versetzt. Andere Menschen, andere Sitten — der Ton einer winzigen Provinzialstadt. Jeder Einwohner kennt des andern Verhältnisse, Umstände, Lebensweise. Jeder Schritt, den Jeder thut, wird von allen Andern auf das sorgsamste bewacht. Hier herrscht altbürgerliche Ehrbarkeit, keine öffentliche Dirne findet in irgend einem Hause Aufenthalt, keine gefallene Jungfrau einen Gatten. Diese Menschen, diese Sitten mögen dem Gebildeten langweilig, lästig, abgeschmackt erscheinen, aber wer sich aus der allgemeinen Sittenlosigkeit einer verdorbenen Hauptstadt losreißt und sie hier in einem halbvergessenen Winkel, mitten in dem Wirbel der

sogenannten großen Welt, wieder findet, der wird sie, wenn auch nur als Contrast, liebgewinnen.

In den letzten Tagen des Mai 1793, als die ganze unermeßliche Hauptstadt von dem Kampfe der Girondisten und des Berges wiedertönte, saß vor einem freundlichen Hause unter dem Schatten grüner Bäume, theils auf der steinernen Bank, theils auf Stühlen umher, bei der nahenden Abenddämmerung ein traulicher Kreis — Nachbarn, Freunde und Bekannte. Die Alten führten das Wort, Gattinnen und Mütter mischten sich bescheiden in das Gespräch der Männer, die Jugend beiderlei Geschlechts schwieg sittsam und ehrbarlich. Die Unterhaltung war sehr lebendig, aber man sprach weder vom Berg noch von der Ebene, weder von Danton und Robespierre, noch von Vergniaud und Guädet; es war keine Rede von Alarmisten und Anarchisten, von Revolutionärs und Antirevolutionärs, von Aristocraten und Democraten, von Brissotisten und Buzotisten, von Brigands und Chouans, von Jakobinern und Cordeliers, von Fayettisten und Föderalisten, noch von allen den Menschen und Namen, welche die Revolu=

tion geschaffen hatte, sondern von den älteren und neueren Mystificationen der spaßhaften Person des kleinen Poinsinet, von dem ungeheuren Glück, das der wohlbeleibte Herr Casimir Firmin Marcel im edlen Muschspiele gehabt, von dem Wunderkind in der Scheerenstraße, das unter den Boden sehe und Alles entdecke, was im Eingeweide der Erde verborgen sey, und von der letzten großen Reise, die der junge Aloys Benedict Tirechappe zu Wasser nach Saint-Cloud und zu Land zurück gemacht, und von welcher er, zum Erstaunen seiner Eltern und Geschwister, Onkel und Tanten, Vettern und Basen, glücklich und wohlbehalten über die Brücke Sainte-Marie auf die Insel Saint-Louis wieder zurückgekehrt sey.

Was macht denn der Peter an der Brücke? fragte ein Mann von etlichen fünfzig Jahren, der frisirt und gepudert und nach dem alten Schnitte gekleidet war. — Er läßt noch immer nicht ab von seinen Thorheiten, so schwach er auch ist, erwiederte einer der Nachbarn. — Ei! wir wollen die Sache nicht ganz wegwerfen; es ist doch etwas daran, fiel ein Anderer ein. —

Ja freilich, fuhr eine ehrbare Matrone eifrig fort, man weiß Wunderdinge von diesen Convulsionärs, und erinnern Sie sich noch, daß ein gewisser Guimond de la Touche bei dem Anblicke ihrer Convulsionen aus Schrecken gestorben ist. — Ja wohl, ergänzte eine Zweite, er bekam ein hitziges Fieber und in seinem Delirium sah er furchtbare Bilder aus Himmel und Hölle. Was halten denn Sie davon, Herr Rivaud? Sie sind ja ein Gelehrter. — Herr Peter Rivaud war Chirurg und galt auf der Insel Saint-Louis für einen grundgelehrten Mann; er nahm eine tiefdenkende Miene an, brachte eine Prise Tabak zur Nase nnd antwortete mit großem Ernst: Convulsionen sind Zuckungen oder Verzuckungen und Convulsionäre sind Verzuckte. Diese Zuckungen sind entweder natürlich oder künstlich hervorgebracht; es waltet hiebei eben so viel fanatische Selbsttäuschung als Betrug ob. Einer dieser Mystiker hat die Convulsionen in ein System gebracht und eine Art Religion daraus gemacht, wie in dem Buche „Irrthum und Wahrheit“ zu lesen. — Sie haben ja dieses Buch, Herr Florimond, was

halten Sie davon? fragte eine ältliche Frau den oben erwähnten Mann vom alten Schnitte. Dieser nahm eine wichtige Miene an, räusperte sich, bot seine Tabacksdose herum und erwiederte mit vieler Gravität: Sehen Sie, da läßt sich Vieles dafür und dawider sagen. Nach der Lehre dieser Sekte ist der Mensch ein gefallenes Wesen, das von dem Mittelpunkte der Wahrheit abgeschweift ist, aber die Gnade Gottes hält ihn fest im Umkreise, damit er sich nicht ins Unendliche verirre. Der Zirkel ist die Explosion des Centrums, nun muß sich der Mensch durch den Tangenten dem Centrum wieder nähern; dazu aber ist eine strenge Enthaltsamkeit erforderlich, deßwegen fasten die Convulsionärs, bis sie in gänzliche Ohnmacht fallen, wodurch die Seele von allen irdischen Eindrücken befreit wird und in geistige Berührung mit dem Mittelpunkte der Wahrheit kommt. Das ist höchst wunderbar, riefen mehrere Stimmen zumal. Jetzt wissen wir also, warum der alte Peter an der Brücke keine Nahrung zu sich nehmen will, fielen andere ein. — Ja, ergänzte Herr Flori-

mond, weil er zur Secte der Convulsionärs gehört.

Das ist sehr schauerlich, riefen einige junge Mädchen und schüttelten sich; erzählen Sie uns lieber von Ihrer Reise nach Saint-Cloud, Herr Aloys Benedict Tirechappe. — Davon, erwiederte ein junger Mensch von etlichen zwanzig Jahren, mit einem Vollmondsgesichte, weiß ich nicht viel zu erzählen. — Die könnt Ihr viel besser im Pariser Badaud nachlesen, fiel ein muthwilliges Mädchen von achtzehen Jahren ein und warf einen spöttischen Blick auf den Befragten. — Laß doch hören, Annette, du erzählst so gut, riefen ihr die Mädchen ermunternd zu. Sie warf ihr Stuznäschen auf, fixirte den Herrn Aloys Benedict Tirechappe und begann in scherzhaftem Tone: Nun Kinder, ihr müßt wissen, daß der Pariser Badaud eine Reise um die Welt zu machen glaubt, wenn er zu Wasser nach Saint-Cloud reist und zu Land zurückkehrt; er führt seine ganze Garderobe mit sich, versieht sich mit Provisionen aller Art, nimmt rührenden Abschied

von seinen Verwandten und Freunden. Nachdem er sich allen Heiligen und besonders seinem Schutzengel empfohlen hat, setzt er sich auf das Marktschiff, das in seinen Augen wenigstens eine Fregatte ersten Ranges ist. Erstaunt über die Schnelligkeit seines Laufes, glaubt er mit nächstem die Linie zu passiren, wähnt sich schon weit entfernt von seiner guten Vaterstadt, gedenkt mit Sehnsucht der Straße Troussevache und vergießt Thränen der Wehmuth. Die Seine erscheint ihm als ein weites Meer; er sucht mit den Augen das Cap der guten Hoffnung, und wenn er den Rauch der Glashütte von Seve erblickt, glaubt er den feuerspeienden Vesuv zu sehen. Zu Saint-Cloud angelangt, läßt er eine Messe für seine glückliche Ankunft lesen, schreibt einen langen Brief an seine Frau Mama, worin er ihr seine Abenteuer meldet und berichtet, wie er nunmehr einen Begriff von der Größe der Welt erlangt und einen bedeutenden Theil seiner Samthosen zurückgelassen habe, als er sich unvorsichtigerweise auf einen Haufen frisch getheerter Taue niedergesetzt. Auf dem Rückweg zu Lande hält er das Gehölz von Boulogne für

mond, weil er zur Secte der Convulsionärs gehört.

Das ist sehr schauerlich, riefen einige junge Mädchen und schüttelten sich; erzählen Sie uns lieber von Ihrer Reise nach Saint-Cloud, Herr Aloys Benedict Tirechappe. — Davon, erwiederte ein junger Mensch von etlichen zwanzig Jahren, mit einem Vollmondsgesichte, weiß ich nicht viel zu erzählen. — Die könnt Ihr viel besser im Pariser Badaud nachlesen, fiel ein muthwilliges Mädchen von achtzehen Jahren ein und warf einen spöttischen Blick auf den Befragten. — Laß doch hören, Annette, du erzählst so gut, riefen ihr die Mädchen ermunternd zu. Sie warf ihr Stuznäschen auf, fixirte den Herrn Aloys Benedict Tirechappe und begann in scherzhaftem Tone: Nun Kinder, ihr müßt wissen, daß der Pariser Badaud eine Reise um die Welt zu machen glaubt, wenn er zu Wasser nach Saint-Cloud reist und zu Land zurückkehrt; er führt seine ganze Garderobe mit sich, versieht sich mit Provisionen aller Art, nimmt rührenden Abschied

von seinen Verwandten und Freunden. Nachdem er sich allen Heiligen und besonders seinem Schutzengel empfohlen hat, setzt er sich auf das Marktschiff, das in seinen Augen wenigstens eine Fregatte ersten Ranges ist. Erstaunt über die Schnelligkeit seines Laufes, glaubt er mit nächstem die Linie zu passiren, wähnt sich schon weit entfernt von seiner guten Vaterstadt, gedenkt mit Sehnsucht der Straße Troussevache und vergießt Thränen der Wehmuth. Die Seine erscheint ihm als ein weites Meer; er sucht mit den Augen das Cap der guten Hoffnung, und wenn er den Rauch der Glashütte von Seve erblickt, glaubt er den feuerspeienden Vesuv zu sehen. Zu Saint-Cloud angelangt, läßt er eine Messe für seine glückliche Ankunft lesen, schreibt einen langen Brief an seine Frau Mama, worin er ihr seine Abenteuer meldet und berichtet, wie er nunmehr einen Begriff von der Größe der Welt erlangt und einen bedeutenden Theil seiner Samthosen zurückgelassen habe, als er sich unvorsichtigerweise auf einen Haufen frisch getheerter Taue niedergesetzt. Auf dem Rückweg zu Lande hält er das Gehölz von Boulogne für

einen Urwald, wie einst die Druiden ihn bewohnten, und den Mont Valerien für den wahrhaftigen Calvari-Berg, auf dem Christus sein kostbares Blut vergossen. Bei seiner Rückkehr empfangen ihn seine alten Basen, die seit zwanzig Jahren die Tuilerien nicht gesehen haben, mit offenen Armen, bewundern seinen Heldenmuth und halten ihn für einen der unerschrockensten Reisenden aller Zeiten und Länder.

„Du malst den Pariser Badaud nicht übel, aber er wird nach gerade selten und existirt vielleicht nur noch auf der glückseligen Insel Saint-Louis,“ sagte eine Stimme im Rücken Annettens und ein paar kräftige Arme umfaßten das Mädchen von hinten. Sie wendete sich lachend um und Heinrich Florimond stund vor ihr. „Du machst dich selten bei uns, mein Sohn Heinrich“ sagte der alte Herr Sebastian Florimond und reichte ihm die Hand. Die Nachbarn und Freunde begrüßten ihn mit Herzlichkeit. „Was gibt es Neues in der Stadt?“ fragte Annette. — Was gibt es Neues in deinem Taubenschlag und in deinem Hühnerhofe? entgegnete der junge Mann scher-

zend. Was machen deine Canarienvögel? Befindet sich der kleine Joli wohl? Soll ich dir eine neue Anekdote von dem albernen Poinsinet erzählen? Mädchen, seit wann kümmerst du dich um die Stürme dieser Zeit? — Ach! versetzte Annette mit herzlicher Aufrichtigkeit und schmiegte sich vertraulich an den Jüngling, seit du mitten in ihnen lebst, aber komm, komm, fügte sie schäkernd hinzu, und zog ihn fort, ich muß dir alle meine kleine Herrlichkeiten zeigen, denn du, böser Mensch, bist so lange nicht bei uns gewesen.

Herr Sebastian Florimond war ein Polyhistor und das Orakel der Insel Saint-Louis, wohin er sich zurückgezogen hatte, um in ungestörter Stille seiner Vielwisserei leben zu können. Sämtliche Einwohner dieses Stadttheils hielten ihn für ein immenses Genie, weil er ihnen über alle Gegenstände des Wissens, worüber sie ihn befragten, eine Antwort ertheilen konnte. Seine Neigung zur Polyhistorie wurde durch ein treffliches Gedächtniß, durch eine in allen Fächern hinreichend besetzte Bibliothek und durch anhaltenden Fleiß unterstützt; er setzte seinen

mond, we
gehört.
Das ist
Mädchen un
lieber von J
Aloys Be
erwiederte ei
zig Jahren,
ich nicht vie
viel besser i
fiel ein mu
Jahren ein
auf den Be
nette, du
chen ermun
chen auf, fi
Tirechap
Nun Kinde
Badaud
glaubt, we
reist und
ganze Ga
visionen

ihn anzogen, ergriff er mit Enthusiasmus, andere ließ er gänzlich fallen. Der Vater ärgerte sich bald über seinem Mangel an Fleiß, wie er seine Abneigung nannte, sich mit allen Zweigen der Wissenschaften bekannt zu machen, bald erstaunte er über die neuen Ideen und eigenthümlichen Ansichten, die der Sohn in diesen oder jenen Gegenstand des Wissens, dem er sich gerade mit Eifer wiedmete, zu bringen wußte, denn er selbst hatte blos immer in sich aufgenommen und nichts verarbeitet. So ließ er ihn denn seinen eigenen Weg gehen, freute sich im Stillen seiner Genialität und hoffte, daß sein Sohn noch der Stifter eines neuen Systems in irgend einem Zweige der Wissenschaften werden würde, welches er für den größten Ruhm hielt, den ein Sterblicher erlangen könne. Annette war eine Verwandte des Hauses und von Herrn Sebastian väterlich aufgenommen worden, da sie frühe ihre Eltern verloren hatte; sie war mit Heinrich wie eine jüngere Schwester aufgewachsen, und sie betrachteten und behandelten sich auch gegenseitig wie Geschwister.

Annette hatte ihren Bruder in den Ge-

Ehrgeiz darein, in jedem Zweige der Wissenschaften bewandert zu seyn, und nichts war ihm angenehmer, als wenn man ihn über diesen oder jenen Gegenstand derselben um Rath fragte. Seine Glücksumstände setzten ihn in den Stand, gänzlich und ungetheilt seiner unschuldigen Vielwisserei leben zu können; er kannte kein anderes Vergnügen, als Alles zu wissen und über Alles Auskunft geben zu können, und nichts würde ihn empfindlicher gekränkt haben, als wenn er auf irgend eine Frage eine Antwort hätte schuldig bleiben müssen. Dieß begegnete ihm jedoch selten oder nie, weil ihm seine Umgebungen im Kreise des Wissens bei weitem nachstunden, und ihr Erstaunen über seine umfassenden Kenntnisse hätte ihn leicht eitel und anmasend machen können, wenn ihn nicht seine unbegränzte Gutmüthigkeit vor einem Fehler bewahrt hätte, in welchen die Vielwisser so leicht verfallen. Heinrich Florimond war Herrn Sebastians einziges Kind; er wollte ihn nach seinem Muster zum Polyhistor erziehen, aber des Sohnes flüchtiger und feuriger Geist war nicht zur Vielwisserei geeignet. Gegenstände des Wissens, die

ihn anzogen, ergriff er mit Enthusiasmus, andere ließ er gänzlich fallen. Der Vater ärgerte sich bald über seinem Mangel an Fleiß, wie er seine Abneigung nannte, sich mit allen Zweigen der Wissenschaften bekannt zu machen, bald erstaunte er über die neuen Ideen und eigenthümlichen Ansichten, die der Sohn in diesen oder jenen Gegenstand des Wissens, dem er sich gerade mit Eifer wiedmete, zu bringen wußte, denn er selbst hatte blos immer in sich aufgenommen und nichts verarbeitet. So ließ er ihn denn seinen eigenen Weg gehen, freute sich im Stillen seiner Genialität und hoffte, daß sein Sohn noch der Stifter eines neuen Systems in irgend einem Zweige der Wissenschaften werden würde, welches er für den größten Ruhm hielt, den ein Sterblicher erlangen könne. Annette wär eine Verwandte des Hauses und von Herrn Sebastian väterlich aufgenommen worden, da sie frühe ihre Eltern verloren hatte; sie war mit Heinrich wie eine jüngere Schwester aufgewachsen, und sie betrachteten und behandelten sich auch gegenseitig wie Geschwister.

Annette hatte ihren Bruder in den Ge-

flügelhof geführt; auf ihren Ruf sammelten sich die gefiederten Bewohner desselben traulich um sie her und empfiengen das Futter aus ihrer runden weißen Hand. Heinrich betrachtete mit Wohlgefallen die schlanke volle Gestalt des Mädchens und die kindlichen Züge ihres lieblichen Gesichts. Nun zog sie ihn, unbefangen plaudernd, in ihre Canarienhecke, dann stieg sie mit ihm in den Taubenschlag, dann zeigte sie ihm die Blumen ihres Gartens. Jetzt hüpfte sie weg, kam behend im weißen Schürzchen zurück und besetzte den Tisch in der Laube mit kalten Speisen und Getränke. „Sieh, Bruder Heinrich, sagte sie zu ihm, während sie ihm vorlegte und sein Glas füllte, wir könnten hier so glücklich zusammen leben, wenn du dich nicht in das wilde wüste Treiben geworfen hättest; nun sehen wir dich aber ganze Wochen nicht und hören hier mit Angst in unserer Einsamkeit von dem furchtbaren Kampfe der Parteien. — Was kümmert denn dich dieser Kampf der Parteien, erwiederte der Jüngling lächelnd und streichelte ihr die blühenden Wangen; du gehörtest ja immer zu den politischen Indifferentisten. — Ach, nur um deinet=

willen, mein Bruder, versetzte Annette mit unschuldiger Unbefangenheit, kümmere ich mich darum, und bei jedem Tumult, bei jedem Aufstand sehe ich nur dein Haupt bedroht. — Hast du denn gar keinen Sinn für etwas Höheres, fühlst du denn nichts bei den Worten „Nation, Freiheit, Vaterland,“ daß nur deine kleinlichen Angelegenheiten, dein und der Deinigen Wohl deine ganze Seele erfüllen? fragte der junge Mann halb ärgerlich. — Ach, lieber Heinrich! entgegnete Annette und schmiegte sich schmeichelnd an ihn, du zürnst mir immer und schiltst mich, daß mein Geist keinen höhern Schwung habe, aber sieh, ich kann nicht dafür; ich bin mit dir aufgewachsen und du warst immer so gut und freundlich mit mir, und dein Vater war es auch, und nun liebe ich euch Beide von ganzem Herzen und kann mir nichts Höheres und Schöneres denken, als euch zu lieben und Alles für euch zu thun, was in meinen Kräften steht. Sei nur nicht böse, lieber Bruder, daß ich so bin, aber ich kann nicht anders seyn. — Und deine Hühner und deine Tauben und deine Vögel, die liebst du auch, erwiederte der Jüngling in spöt-

tischem Tone, und die nehmen es dir nicht übel, daß du keinen höhern Schwung hast. — Ja, die liebe ich auch, versetzte die Jungfrau und trat etwas gekränkt von ihm, denn es sind Geschöpfe Gottes, aber für dich und deinen Vater wollte ich gerne alle meine unschuldigen Freuden hingeben. — Mache mir nur nicht gleich so ein finsteres Gesicht, du weißt ja, daß ich gerne ein wenig scherze, sagte Heinrich begütigend und ergriff Annettens Hand. Aber wie steht es denn mit deinem Liebhaber, hat er endlich seine Blödigkeit überwunden und eine Erklärung gemacht? — Herr Aloys Benedict Tirechappe, fiel Annette lächelnd ein, der hat sich, nach der löblichen Sitte der Insel Saint-Louis, zu einer Partie Mouche bei uns eingefunden, mich ansehnlich gewinnen lassen, und dadurch, wie solches üblich, seine Absichten auf meine Hand an den Tag gelegt. — Nun, und was sagt denn dein kleines Herz dazu? — Nichts, es ist so ganz von meinen Hühnern und Tauben eingenommen, daß für Herrn Aloys Benedict Tirechappe kein Platz mehr darin ist, obwohl er sich aufs beste frisirt und gepudert

eingestellt hat. — Ah, kleiner Schelm, da gibst du mir einen Stich; diesem also könntest du deinen Geflügelhof nicht zum Opfer bringen? — Nicht eine Feder davon; du siehst also, du böser Mensch, um wie vieles lieber du und dein Vater mir sind. — Ja, ja, ich sehe, daß dein künftiger Gemahl doch deine Liebe mit den Hühnern und Tauben wird theilen müssen. — Ach, Bruder Heinrich, bleibe du hier und dann wollen wir so zusammen bleiben und ich will gar nicht heirathen, bat Annette und schmiegte sich an ihn. — Das wäre wohl recht schön, versetzte er spottend, und dann will ich dir dein Geflügel füttern und deine Blumen begießen helfen. Das wäre eine sehr würdige Bestimmung für einen Mann, zumal in diesen Zeiten. Willst du nicht lieber das Schwert umgürten und an meiner Seite fechten? — O, Heinrich, erwiederte die Jungfrau und ihre Stimme wurde weich, spotte nicht über mich, die Natur hat mich sanft und furchtsam geschaffen, ich könnte kein Geschöpf Gottes tödten, und wenn ich an bloße Schwerter, an Mord und Todtschlag denke, überfällt mich ein unwillkürlicher Schauder, aber wenn ich dich,

mein theurer Bruder, in Gefahr wüßte, so könnte ich in der Angst meines Herzens wohl die tödtliche Waffe ergreifen und zu deiner Rettung sie in die Brust eines Menschen stoßen.“ Ihre Augen wurden feucht, ihre Stimme zitterte, sie warf ihre seelenvollen Blicke auf den Jüngling und einzelne Thränen perlten über ihre Wangen herab. — Rasch erhob sich der Jüngling und schloß sie sanft in seine Arme. Nein, nein, rief er gerührt aus, es wäre Sünde, dich dem einfachen Kreise deines schuldlosen Lebens zu entreissen. Bleibe ferne von der Welt, von ihren Thorheiten und Lastern; die Engel Gottes sind mit dir in allem deinem Thun; du wirst der Himmel des Mannes werden, dem du deine Liebe schenkst; mich aber ruft das Schicksal hinaus in den tobenden Sturm der Zeit; das Schwert der Entscheidung ist gehoben, Frankreichs Zukunft steht auf seiner Spitze. Wer sein Daseyn an das Geschick der Völker und Reiche knüpft, der entsage allen stillen Freuden des Lebens und sey bereit zu jedem Opfer!

* * *

In der Nacht des 2. Juni 1793 war die ganze unermeßliche Hauptstadt in Bewegung. Von allen Thürmen ertönte der dumpfe Schall der Sturmglocke und durch alle Straßen wurde der Generalmarsch geschlagen; von allen Seiten strömten Haufen Bewaffneter zusammen, untermischt mit Räubern, Dieben, Beutelschneidern, öffentlichen Dirnen, Fischweibern und all dem Gesindel, das in einer so ungeheuren Stadt sich im Schlamme des Elends, der Laster und Verbrechen wälzt. Die Tuilerien, in welchen der Convent eben Sitzung hielt, waren von bewaffneten Schaaren und dichten Volkshaufen umgeben. Auf der Drehbrücke, einem der Zugänge zum Schlosse, waren Kanonen aufgeführt, neben welchen Kanoniere mit brennenden Lunten stunden. Heinrich Florimond, mit Säbel und Pistolen bewaffnet, schritt keck der Brücke zu; ein donnernder Zuruf der Wachen wies ihn zurück. „Wie, Bürger! sagte er zuversichtlich und im Tone eines Beleidigten, ich bin ein guter Patriot!“ — Zurück, zurück! wiederholten die Wachen und einige Gewehre fällten sich gegen seine Brust. Unentschlossen stund der junge Mann, da legte

sich von hinten eine mächtige Faust auf seine Achsel, er wendete sich, blickte an einem riesenhaften Manne hinauf und rief mit einiger Ueberraschung: „Jean-Quatre-Sous!“ Der Riese legte behutsam den Finger auf den Mund und winkte ihm zu folgen. Schweigend giengen sie durch einige Gassen, sein Führer trat, sich bückend, durch eine niedere Thüre in ein kleines Haus, stieg eine schmale Treppe hinauf, öffnete eine Thür und schob ihn in das Zimmer. An einem Tische saß, den Kopf nachdenklich in die Hand gestützt, ein junger Mann von hoher Gestalt und edlen Zügen; als er das Haupt gegen den Eintretenden umwendete, blieb dieser erstaunt stehen und sagte im Tone der Verwunderung: „Altheim!“ — Ja, Florimond, erwiederte Jener mit Ruhe, ich achte Sie und die Männer Ihrer Parthei, obwohl ich sie bekämpfe, und ich möchte Ihnen gerne dienen, so weit ich es vermag. — Das ist in der That sehr viel von dem Freunde eines Danton, Robespierre und Marat, versetzte Florimond mit bitterer Ironie. — So mag es Ihnen scheinen, entgegnete Altheim ruhig, aber Ihre Bitterkeit soll

mich nicht abhalten, Ihnen und den Ihrigen nützlich zu seyn. Heinrich Florimond, haben Sie je aufgehört mich für einen Ehrenmann zu halten? — Nein, aber um so mehr befremdet es mich, Sie im Bunde mit solchen Männern zu sehen. — Mit welchen Männern? Reden Sie aufrichtig. — Sie wollen es. Gut. Also: vereinigt mit dem Berg gegen die Gironde, im Bunde mit dem siegreichen Laster gegen die unterdrückte Tugend, im Bunde mit dem verkäuflichen Danton, mit dem eitlen Robespierre, mit dem blutdürstigen Marat, mit dem grausamen Lindet, mit dem Schurken Merlin, mit den Septembermördern Fabre d'Eglantine, Freron und Sergent, mit dem Diebe Panis gegen einen Roland, Vergniaud, Lanjuinais und andere durch Geist und Herz gleich ausgezeichnete Männer, durch erhabne Tugend und hohe Einsichten der Ruhm und die Zierde ihrer Zeit und ihres Volks. — Heinrich Florimond, erwiederte Wilhelm von Altheim gelassen und erhob sich von seinem Sitze, ich habe das Land meiner Väter, Verwandte und Freunde verlassen, mich

dem Dienste der Freiheit zu weihen; an ihren Sieg ist mein Daseyn geknüpft; sie muß siegen, durch welches Mittel es auch sey. Das ist ein Kampf auf Leben und Tod, unermeßlich und unberechenbar in seinen Folgen. Nicht blos dieses armselige jetzt lebende Geschlecht, sondern das Schicksal kommender Generationen, die Zukunft von Jahrhunderten und Jahrtausenden steht auf dem Spiele. Alle die bittern Leiden, alle die Ströme von Blut, womit die Gegenwart der Zukunft die Freiheit erkaufen muß, sind nur ein Tropfen in dem unendlichen Meere der Zeiten. Nicht Tugend, nicht Wissenschaft können obsiegen in diesem Streite, sondern allein eiserne Charakterstärke. Höre mich nun auch: Dein Brissot ist furchtsam, mißtrauisch und feig, dein Roland rauh und eigensinnig, dein Vergniaud träg, dein Louvet eitel, empfindlich, eingebildet, dein Guadet aufbrausend und heftig, dein Gensonné ein unpraktischer Sophist, dein Barbaroux ohne Verstand und Einsichten. Der einzige Lanjuinais ist ein Mann von Charakter, aber er ist zu tugendhaft für die Verderbniß dieser Zeit. Alle unreinen Geister der

Tiefe sind aufgestiegen, mit den Waffen der Hölle die aufkeimende Freiheit zu bekämpfen; kein Mittel ist ihnen weder zu klein noch zu groß, weder zu hoch noch zu nieder, wenn es die Erreichung ihres Zweckes gilt. Nur mit gleichen Waffen kann die Freiheit siegen, und nicht die bedenkliche Tugend, die jeden ihrer Schritte auf der Goldwage der Moral abwägt, sondern das kecke Laster, das kein Mittel scheut, muß an ihrer Spitze stehen, sie zum blutigen Siege zu führen. Heinrich Florimond, ich bin kein Knabe, der nicht weiß, was er thut; ich habe mehr als mein Leben eingesetzt in diesem großen Kampfe — die sanften Gefühle einer weichgeschaffenen Seele. Ja, ich bin im Bunde mit dem verkäuflichen Danton, mit dem tückischen Robespierre, mit dem blutdürstigen Marat, weil diese allein die Freiheit retten können; aber ich dürste nicht nach dem Blute meiner Gegner, darum habe ich dich rufen lassen, dir die Mittel und Wege zu zeigen, wie du deine Freunde retten magst. Lebe wohl, und möge euch der Himmel geleiten!“ Mit diesen Worten reichte er ihm die Hand und verließ still das Zimmer.

„Komm, Bürger!“ sprach eine tiefe Stimme und Jean-Quatre-Sous Riesengestalt zeigte sich unter der offnen Thüre. „Und wohin?“ fragte Florimond, durch den eben erlebten Auftritt etwas betroffen. — Traf ich dich nicht an der Pforte des Convents, dessen Thüren dir verschlossen waren? erwiederte der Riese und ein Lächeln flog über seine rauhen ehrlichen Züge. Du hast Freunde dort und wolltest sie warnen. Komm, Bürger, unter dieser Brust schlägt ein redliches Herz, dem die Leiden der Menschen nicht fremd sind, und Jean-Quatre-Sous ist ein Mann, dem keine Thüre verschlossen ist, und das gute Volk von Paris kennt seine Stimme und die Kraft seines Armes. „Der riesenhafte Führer faßte ihn am Arme und führte ihn aus dem Hause. Das war keine Nacht der Ruhe und Stille, die den Menschen zur Erholung einladet von der Arbeit des Tages; draussen ertönte das Klirren der Waffen und das mißtönende Geschrei aus tausend rauhen Kehlen; die Straßen und Plätze waren mit Menschen dicht erfüllt und tausend Fackeln und Lichter warfen ihr ungewisses und düsteres Licht auf die wogende Menge.

Schweigend führte ihn sein Begleiter durch die Volksmassen und sein riesenmäßiger Körper machte sich durch das dichte Drängen und Treiben der Menge eben so leicht Bahn, wie ein Fahrzeug, dessen volle Segel vor einem frischen Winde sich blähen, rauschend dahin fährt über die gefurchten Wogen, die vor ihm sich öffnen und hinter ihm sich schließen. Sie kamen an den Carrousselplatz, der durch eine bretterne Wand von den Tuilerien geschieden und von einer starken Wache besetzt war; Jean-Quatre-Sous trat einige Schritte mit dem Befehlshaber zur Seite, zog eine kupferne Medaille aus der Tasche und zeigte sie ihm. Sogleich öffneten sich auf dessen Wink die Reihen, und sie giengen ungehindert durch einen Rechen von Piken und Bajonetten hindurch. Das vormals Königliche Schloß, jetzt der Pallast der Nation, war hellerleuchtet. Schweigend schritt der Riese vorwärts; er lenkte nicht dem Haupteingange zu, sondern bog seitwärts aus und blieb vor einer verschlossenen Thüre stehen; nun hob er sein langes Schwert und that in abgemessenen Pausen drei dumpfe Schläge an die Thüre. Alsbald

fragte eine rauhe Stimme von innen: »Wie strahlt die Sonne der Freiheit?“ — In blutigrothem Glanze, war die Antwort. „Wie soll die Freiheit versiegelt werden?“ — Mit dem Blute der Verräther. — „Wem öffnet sich diese Pforte?“ Den Söhnen der rothen Mütze. — „Gehe ein und lasse das Erbarmen draußen,“ sprach die Stimme und die Thüre öffnete sich. Rasselnd schloß sie sich wieder hinter ihnen; sie stunden einsam in einem finstern Gange, kein Laut ließ sich vernehmen, als das Hallen ihrer Tritte, da sie weiter schritten. Sie stiegen eine schmale Treppe hinauf und kamen an eine zweite Thür; der Führer drückte an einer verborgenen Feder, sie sprang auf und sie traten in den hellerleuchteten Corridor, der mit Bewaffneten angefüllt war. Ungehindert schritten sie vorwärts bis an den Eingang des Saals, in dem der Convent seine Sitzungen hielt. Hier zeigte der Riese zum zweitenmal seine Medaille vor und sie wurden eingelassen.

In dem Saale herrschte ein furchbarer Tumult; die Gallerien, die Gänge, selbst die Bänke der Deputirten waren mit Bewaffneten angefüllt. Eben stund ein Mann von mittleren

Jahren auf der Rednerbühne; er blickte furchtlos um sich her und das Wuthgeschrei der Gegner, womit sie seine Rede zu ersticken suchten, schien ihm nur Verachtung einzuflößen. „Hier stehe ich, rief er, seine Stimme über den furchtbaren Lärm erhebend, ein freier Stellvertreter des Volks, und hier will ich stehen, bis Ihr mich mit Gewalt von dieser Rednerbühne reißt. Ich stehe hier im Namen des Volks, das mich gesendet hat, und Ihr sollt die Wahrheit aus meinem Munde hören, so lange noch ein Odem in meiner Brust ist und meine Zunge sich bewegen kann. Hier stehe ich mitten unter den Schwertern und Dolchen eurer gedungenen Satelliten, aber ich will reden, bis sie meine Brust durchbohren. Repräsentanten des Volks, Ihr seyd nicht frei, der usurpatorische Bürgerrath dieser Stadt hält euch gefangen. ....

Ein furchtbares Geschrei der Wuth übertönte die Stimme des Redners, blose Schwerter und Dolche hoben sich in die Luft, unerschütterlich stund der Redner und schaute furchtlos um sich her. „Ja, fuhr er mit erhöhter Stimme fort, dieser usurpatorische Bürgerrath hat euch mit

seinen Kanonen und Bajonetten umgeben. .... Hier begann ein entsetzliches Geheul der Gallerien und des bewaffneten Pöbels im Saale, der ganze Berg erhob sich, mehrere Wüthende stürzten auf den Rednerstuhl zu und rissen den Sprecher herab.

Nachdem sich der Aufruhr ein wenig gelegt hatte, bestieg ein hagerer bleicher Mann die Rednerbühne und sprach in süßlichem versöhnendem Tone: „Repräsentanten, die Ihr das Zutrauen des Volkes verloren habt, opfert euch freiwillig dem Wohle des Vaterlandes und legt selbst eure Stellen nieder. Der Convent wird euch unter den Schutz des Gesetzes stellen, und ich öffne euch hier einen Schlund, in den Ihr euch, neue Curtiusse, zum Besten der Republik stürzen könnt.“

Eine Pause der Stille und Erwartung trat ein. Ruhig und fest schritt der erste Redner abermals der Tribüne zu, schaute mit freien, kühnen Blicken umher und rief mit mächtig tönender Stimme: „Furchtlos stehe ich hier in der Mitte meiner Feinde, von Schwert und Dolch umgeben — es ist der Muth der Freiheit, die mich beseelt, und bis zum letzen Hauche meines

Lebens werde ich ihr treu bleiben. Man ertheilt mir den Rath, meine Stelle selbst niederzulegen – das will, das darf ich nicht. ....

Ein furchtbares Geschrei der Wuth unterbrach den Redner, er fuhr ruhig fort: „Nein, das will, das darf ich nicht, ich gehöre der ganzen Republik an, nicht einem kleinen Theile irregeführter Bürger. ...

Hier sprang ein Mann aus dem Pöbel auf die Tribüne und hielt dem Redner die gespannte Pistole auf die Stirne; er stund unbeweglich, hielt sich fest an dem Rednerstuhle und drückte die Augen zu, den tödtlichen Schuß erwartend. Diese Seelengröße entwaffnete den Mörder, sein Arm sank wie gelähmt herab. Alsbald öffnete der Redner die Augen wieder und fuhr mit ungestörter Ruhe fort: „Noch athme ich, noch sehe ich das Licht, noch kann ich meine Stimme erheben zum Wohl meines Landes. So hört denn meinen letzten Rath. Repräsentanten des Volks, ermannt euch und faßt mit fester Hand den Scepter der Gewalt, den die Nation in eure Hände gelegt hat. Verkündet den Willen des Volks, schlagt jede gesetzwidrige Macht zu Boden.

Habt ihr nicht den Muth dazu, so ist es um die Freiheit geschehen; so wird der Bürgerkrieg entbrennen, so wird das Ungeheuer der Diktatur, der Tirannei euch Alle nacheinander verschlingen und der Republick den Untergang bereiten.“

Dieser hochherzige Redner war der edle Lanjuinais, und so groß ist die Macht der Tugend, daß selbst seine Gegner dem unerschütterlichen Muthe, womit er dem Sturm um ihn her und dem Tode trotzte, ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Von allen Seiten erhoben sich jetzt Klagen über den Zwang, den die bewaffnete Macht den Berathungen des Convents auflege, viele Mitglieder beschwerten sich, daß man ihnen den Ausgang aus dem Saale verwehrt habe, und der Convent beschloß, dem Offizier, der den Befehl dazu ertheilt, sogleich den Kopf vor die Füße legen zu lassen. Da erhob sich wieder jener hagere bleiche Mann — es war der verschmizte Barrere — und behauptete, der Convent sey ganz frey und die bewaffnete Macht blos zu seinem Schutze aufgestellt. Um sich davon zu überzeugen, sollte der Convent in feierlicher Procession den Saal verlassen und sich in die

Mitte des bewaffneten Volkes begeben. Sogleich setzte sich der Präsident mit bedecktem Haupte in Bewegung und die meisten Mitglieder folgten ihm.

In diesem Augenblicke legte der Riese seine mächtige Faust bedeutungsvoll auf Heinrich Florimonds Achsel und winkte ihm, als dieser zu ihm aufblickte, mit den Augen. Als Lanjuinais, Barbaroux und andere Häupter der Gironde an ihnen vorübergingen, folgten die Beiden dicht hinter ihnen. Die Wachen vor der Saalthüre öffneten ihre Reihen, als ihnen der Präsident mit lauter Stimme den Beschluß des Nationalconvents vorlas. Nun stieg die Versammlung in feierlicher Procession die Treppe hinunter in den Hof. Hier stund das bewaffnete Volk in dichten Haufen. „Platz im Namen des Gesetzes," rief der Präsident laut und feierlich, und alsbald öffnete sich eine Gasse, und durch einen Rechen von Piken und Bajonetten hindurch schritten die Repräsentanten des Volks bis an das Thor, das auf den Carousselplatz führt. Hier waren Kanonen aufgeführt und hinter dem Geschütze hielt zu Pferd

der Befehlshaber der Nationalgarde, umgeben von seinem Stabe. Mit lauter Stimme verkündete ihm der Präsident den Beschluß des Convents, Jener aber ritt ihm, mit dem Hut auf dem Kopfe, entgegen und verweigerte den Gehorsam. Da erhob sich ein Murren des Unwillens und viele Mitglieder riefen: „Den Hut ab vor dem Convent und seinem Präsidenten!“ Der Präsident befahl den Soldaten im Namen des Gesetzes, ihren Anführer als einen Rebellen gefangen zu nehmen. Dieser dagegen rief zu den Waffen, die Kanoniere eilten zu ihren Stücken und die Adjutanten zogen ihre Säbel. Von der andern Seite erhoben sich im Convent gezückte Dolche und Pistolen, denn viele Mitglieder gingen in diesen stürmischen Tagen immer bewaffnet. In dieser allgemeinen Verwirrung drängten sich einige gedungene Mörder auf die Häupter der Gironisten zu; einer derselben hob den Dolch gegen Lanjuinais Brust. Behend fiel ihm Heinrich Florimond in den Arm, und im nämlichen Augenblicke strekte ihn ein Faustschlag des riesenhaften Jean-Quatre-Sous zu Boden.

„Folge mir, Bürger, du bist hier in Gefahr; ich will dich in Sicherheit bringen,“ rief ihm der Riese zu. Unerschütterlich stund der Vertreter des Volks und erwiederte mit gelassener Würde: „Hier ist mein Posten, und ich weiß zu sterben.“ — Das sollst du nicht, so lange Jean-Quatre-Sous lebt, ich weiche nicht von deiner Seite, versetzte der Riese in seinem tiefen Baß und bekräftigte seine Rede mit einem derben Schwur.

Immer höher stieg die Verwirrung, und ein allgemeines Blutvergießen schien unvermeidlich. Da ergriff Jean-Quatre-Sous den Präsidenten am Arme und drehte ihn links ab dem Thore des Stallhofes zu; er schritt mechanisch vorwärts und der Convent folgte ihm. „Platz im Namen des Gesetzes!“ rief der Präsident dem Posten zu, der dieses Thor besetzt hielt, aber auch hier wurde der Durchgang verweigert. Nun kehrte der Convent um und ging, unter dem Schlosse der Tuilerien durch, in den Garten und längs der Terrasse des Pallastes nach dem Ausgang gegen die Königsbrücke zu. Auch hier blieb die Aufforderung, Platz zu machen, fruchtlos. Jetzt setzte der Convent seinen aben-

teuerlichen Zug längs der Wasserterrasse fort bis zur Drehbrücke und wurde auch da von der bewaffneten Macht zurückgewiesen. Ueberall empfing das bewaffnete Volk den Convent mit wildem Rufen, die Rufe, die es hören ließ, waren aber verschieden und durcheinander stieg das vermischte Geschrei in die Wolken: „Es lebe die Republik! Es leben die Repräsentanten! Nieder mit den Girondisten! Friede! Friede! Man reinige den Convent! Gesetze! Gesetze! Man zapfe das böse Blut ab! Eine Constitution! Eine Constitution!“ Mit Schmach bedeckt, ein Spott des Pöbels, kehrte der Convent in den Sitzungssaal zurück.

* * *

In der Section, welche die Weißkramstraße in sich schloß, herrschte furchtbarer Tumult, die Sturmglocke ertönte, der Generalmarsch wurde durch alle Straßen geschlagen, Kanonen rasselten über das Pflaster, die Bürger stürzten bewaffnet aus ihren Häusern. „Was gibt es denn nun wieder? fragte Frau Anna Remusat ihren Mann, der in Uniform vor ihr stund, während sie eilig die Thüre und Läden ihres Gewölbes

schloß. — Die Vorstädter sind im Anmarsch gegen unsere Section, erwiederte er. — Ey, so wollte ich doch lieber, versetzte sie verdrüßlich, daß der König Ludwig noch auf dem Throne säße. Da gieng doch noch Handel und Gewerbe und die Leute vom Hof gaben uns jährlich eine schöne runde Summe zu lösen. Jetzt aber ist Alles zu Ende, die vornehmen Leute sind fort, das Geld ist verschwunden, die Käufer bleiben aus, nichts als Tumult und Verwirrung, jeden Augenblick muß man den Laden schließen, und wenn er offen ist, kommt doch Niemand, der kaufen will. Was habt ihr nun von eurer Republik? — Weib, das verstehst du nicht, entgegnete Her Gottfried Remusat belehrend. Es wäre mir freilich lieber, wenn unsere Geschäfte noch gingen, wie vordem, aber die Freiheit muß durch Opfer erkauft werden, und es ist denn doch schön, ein Theil des souverainen Volks zu seyn. Siehe Weib, wie ich hier vor dir stehe, bin ich so viel, als alle Könige und Fürsten in Europa. — Ja, und jeder Lump in der Vorstadt ist ebensoviel, als du, und wenn es so fortgeht, werden wir alle zusammen nichts

mehr haben, dann fängt die wahre Gleichheit an, erwiederte Frau Anne mit bitterem Hohn; für diese Freiheit bedanke ich mich. Was wollen denn nun die Vorstädter Lumpen einmal wieder? — Sie verlangen, daß wir die geächteten Deputirten ausliefern, die sich in unsere Section geflüchtet haben. — Ei nun, so seyd keine Narren, und liefert sie aus, ehe euch die Ohnehosen das Haus plündern und das Dach über dem Kopfe anzünden. Diese Leute haben nichts zu verlieren und wagen Alles. Was gehen denn euch die geächteten Deputirten an, daß ihr Habe und Gut, Leib und Leben an sie setzen wollt! — Weib, das verstehst du nicht; es handelt sich hier um den Grundsatz der verletzten National-Repräsentation. — Ei was! meinetwegen mögen sie alle Grundsätze verletzen, wenn sie mir nur von dem Meinigen nichts nehmen und mein Eigenthum unangetastet lassen. Der König war ja auch unverletzlich und sie haben ihn doch umgebracht, und du hast dich nicht für ihn gewehrt. — Herr Gottfried Remusat, der auf dieses schlagende Argument nichts zu erwiedern wußte, wich klüglich aus und sagte: „Aber die

Vorstädter werden uns unsere Gewölbe plündern, wenn wir sie einlassen.“ — Ei! da müssen wir uns bis aufs Blut wehren, fiel seine Frau hastig ein, und im Grunde, wenn ich es wohl bedenke, ist es doch nicht recht, Deputirte, die das Volk gewählt hat, in die Acht zu erklären. — Und besonders solche wackere Männer, welche Ruhe und Frieden wieder herstellen und Handel und Gewerbe in neuen Flor bringen wollen, sprach eine Stimme hinter ihr. — Ei! Siehe da, Herr Matthieu Dumas, rief sie, sich umdrehend. Ja freilich, da haben Sie ganz Recht, denn wenn Handel und Gewerbe ruht, so geht Alles zu Grunde. Ja, und was das betrifft, so liegt mir eigentlich nichts an einem König, aber als der Hof noch in den Tuilerien war, da gieng unser Geschäft, und die Prinzen und die Hofleute ließen bei uns einkaufen und machten sich nichts aus dem Gelde, weil sie wohlfeil dazu kamen, aber was geht das Unsereinen an, wenn wir nur unser Theil davon kriegen, und Handel ist eben Handel, und wenn ich baares Geld sehe, so nehme ich es um den coursirenden Preis und frage nicht lange, wo es her=

kömmt. Ja, sehen Sie, lieber Herr Matthieu, so war es damals, und das waren gute Zeiten, und was nun das Weitere anbelangt, so habe ich nichts gegen die Republik, wenn sie uns nur brav Geld in den Laden bringt, denn das ist die Hauptsache bei Handel und Wandel, und wenn man diese braven Deputirten deßwegen geächtet hat, weil sie Handel und Gewerbe befördern wollen, so ist es unsere Schuldigkeit, sie in Schutz zu nehmen, und mithin, Herr Gottfried Remusat, wird die Section wohl daran thun, sie zu vertheidigen. — Hm! Hm! erwiederte der Krämer und warf sich in die Brust, sehen Sie, Herr Matthieu Dumas, Madame Remusat ist eine wackere, fleißige Frau, die das Geschäft versteht, so das Detail, den Handverkauf, meine ich, denn was die höheren commerziellen Einsichten, Waarenkunde, Wechselrecht, Handelswege u. s. w. betrifft, dazu gehört, wie Sie wissen, mehr, viel mehr, da muß man den Handel studirt und die Welt gesehen haben, was bei mir, ohne mich zu rühmen, der Fall ist, denn unser Havre ist ein Platz, wie es deren wenige gibt, und unser Haus hat in alle fünf

Welttheile correspondirt und in allen Artikeln Geschäfte gemacht, da kann man etwas lernen, und ich habe, was mich betrifft, ohne Ruhm zu melden, meine Zeit wohl benützt, also, wie gesagt, Madame Remusat ist eine wackere, fleißige Frau, aber das ist es eigentlich nicht, was ich sagen wollte, sondern daß meine Ansichten großartiger sind und daß ich bloß des Princips wegen für die geächteten Deputirten Partei nehme, denn, so wahr ich lebe und ein Patriot bin, da sollte mir eher Laden und Waarenlager, Haus und Hof zu Grunde gehen, ehe ich um ein Haar breit von den guten Prinzipien abwiche, und so bin ich nun einmal und kann mich nicht anders machen, und der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht Alles daran setze und die Deputirten bis auf den letzten Blutstropfen vertheidige, und Sie kennen den Gottfried Remusat, und wenn der einmal ein Wort gesagt hat, so ist es so gut, wie tausend, und ich bin nicht umsonst Capitän, und so lange noch ein Mann von meiner Compagnie aufrecht steht, soll keiner der Vorstädter Lumpen in die Weißkramstraße kommen. — Da haben Sie Recht, Herr Remusat, ver-

setzte Matthieu Dumas, ihn in seinem eigenen Tone persiflirend, und Jedermann kennt Sie, und jedes Kind in der Weiskramstraße weiß, daß Sie ein Mann von Wort sind und den Teufel nicht fürchten, viel weniger die Vorstädter Lumpen, und das beste Zeugniß dafür ist, daß man Sie zum Capitän gewählt hat, denn man pflegt stets nur die Würdigsten zu wählen, und Jedermann weiß, daß Sie den Handel im Großen und Kleinen aus dem Fundament verstehen, und die Welt haben Sie auch gesehen, denn Sie sind in Havre de Grace gewesen und haben dort in einem Hause servirt, das nach allen fünf Welttheilen correspondirt und in allen Artikeln Geschäfte macht, aber davon ist jetzt nicht die Rede, sondern davon, daß Sie ein Patriot sind, wie es deren wenige gibt, und daß Sie sich aus Handel und Wandel, aus Haus und Hof, aus Haab und Gut, aus Weib und Kind gar nichts machen, und achten Alles als Koth, wenn es sich um Principien und die Vertheidigung der guten Sache handelt, und so kenne ich Sie, und so kennt Sie die ganze Welt, denn sogar in Zeitungen ist schon Ihr Patriotismus

gerühmt worden, und so glaube ich denn, daß die geächteten Deputirten in dieser Section, und besonders in der Weiskramstraße, sicherer sind, als in Abrahams Schoos, und daß ihnen kein Haar gekrümmt werden wird, so lange Sie und ein Mann Ihrer Compagnie sich noch am Leben befinden. — Nun, daß Gott erbarm! fiel die Frau des Krämers kläglich ein, was muß ich von Ihnen hören, Herr Matthieu Dumas! Ich habe Sie bisher für einen vernünftigen Mann gehalten, aber ich glaube, Sie sind auch verrückt geworden; nun, wahrhaftig, das wäre mir so, Haus und Hof, Haab und Gut, um ein paar leere Worte hinzugeben, denn was die Principien anbelangt, wie Sie es nennen, da gebe ich keinen Pfifferling darum, denn das ist lauter eitles Geschwäz und ist heute so und morgen anders, wie sich der Wind dreht, und was Herrn Gottfried Remusat betrifft, so ist er bei weitem nicht so dumm, als er sich selbst macht, denn das weiß ich besser, und ich weiß auch, und er thut wohl daran, daß ihm das Hemd näher liegt, als der Rock, und wenn es ihm damit ernst ist, und wenn er nur zwei Zu-

ckerfässer um die Prinzipien gibt, so will ich kein ehrliches Weib seyn, und er hat auch Recht, denn man muß das Seinige zu Rath halten, und von den Prinzipien wird Niemand satt, sondern wenn er Geld hat, kann er darum kaufen, was er will, und Handel und Wandel bringt Geld ins Haus, und vollends seinen Heldenmuth betreffend, von dem Sie so viel Rühmens machen, so weiß ich besser, wie es damit bestellt ist, denn so oft der Tambour schlägt, muß ich ihm eine Extraflasche aus dem Keller holen lassen.... — Weib, Weib, unterbrach Herr Gottfried, etwas erboßt, den Fluß ihrer Rede, zähme deine lose Zunge und lege ein Schloß vor deinen Mund, das Vaterland ist mir um keinen Preis feil, und für die Freiheit scheue ich kein Opfer, und meine Zuckerfässer sind mir nicht an das Herz gewachsen, das will ich dir zeigen und will gleich ein halbes Duzend an den Eingang der Weiskramstraße wälzen lassen, um Barrikaden daraus zu machen, und wenn ich vor dem Ausrücken der Compagnie ein Glas Wein trinke, so gegeschieht es nicht deßwegen, daß es mir an Muth fehlte und daß ich mir dadurch Courage

machen wollte, sondern darum, daß ich dadurch meine Brust zum Commando stärke, und wenn ich wüßte, daß dein ungewaschenes Maul mich in Verdacht bringen könnte, als sey es mir nicht Ernst mit den Principien und als könnte ich nicht mein Leben daran setzen, so.... so....— Ereifern Sie sich doch nicht so, fiel ihm Herr Matthieu Dumas ins Wort, nicht nur die ganze Weiskramstraße, sondern die ganze Section und ganz Paris und ganz Frankreich und die ganze Welt kennen Ihren Patriotismus, und die öffentlichen Blätter haben ihn ja gerühmt, und Madame Remusat wollte Sie nur ein wenig in Harnisch bringen, wie es die losen Weiber machen, aber Sie können ja gleich durch die That zeigen, wer Sie sind; lassen Sie Ihre Compagnie antreten und nehmen Sie ihr den Schwur ab, die geächteten Deputirten und die Weiskramstraße bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. — Ja, das will ich, so wahr ich Gottfried Remusat heiße, rief der Krämer eifrig aus, und die Welt soll sehen, wer ich bin. ....— Da wird sie ihre Wunder erfahren, unterbrach ihn seine Frau, halb spöttisch und halb

ärgerlich, aber von Ihnen ist es doch nicht recht, Herr Matthieu Dumas, daß Sie noch Feuer an den Weingeist bringen, der in seinem Gehirne sprudelt. — Was Zuckerfässer und Caffeeballen, was Feuer und Weingeist — das kann mir Alles gestohlen werden, und fasele du und der Teufel, und heute noch will ich zeigen, wer ich bin, und die ganze Welt soll es sehen, fuhr der erboßte Krämer hitzig auf und zog seinen Degen, um vor die Compagnie zu treten, die sich inzwischen gesammelt hatte. „O, mein theurer Vater, sprach in diesem Augenblick eine flötende Stimme und Amelie's Arme umschlangen den Krämer, wie stolz fühle ich mich, die Tochter eines solchen Mannes zu seyn! Ja, ziehen Sie das Schwert für die verletzten Grundsätze und werden Sie der Retter des Vaterlandes, mein theurer Brutus wird an Ihrer Seite fechten.“ Ja, und der Tod des Helden ist so schön! ergänzte Herr Matthieu Dumas mit einem Faunengesichte. — So wahr mir Gott helfe, brummte die Frau des Krämers für sich, sie sind alle närrisch geworden.

Einen solchen Triumph hatte Herr Gott-

fried Remusat noch nie erlebt, seine Brust hob sich und er gewann, zum erstenmal in seinem Leben, Vertrauen in den eigenen Muth und selbst eine Art Todesverachtung. Begeistert trat er vor seine Compagnie und hielt eine in seiner Weise feurige Rede, wie sie ihm noch nie so wohl gelungen war. Seine Waffengefährten zollten ihm lauten, stürmischen Beifall, und hiedurch stieg sein patriotischer Taumel auf den höchsten Gipfel. Herr Matthieu Dumas selbst, der arge Spötter, sah der Scene nicht ohne einiges Wohlgefallen zu und sagte lächelnd für sich: Sollte mir denn wirklich das Wunder gelungen seyn, einer Krämerseele höhere Gefühle, Geist und Muth eingeflößt zu haben! Doch, fügte er, in seinen politischen Scepticismus zurückfallend, hinzu, wir wollen erst das Ende abwarten, denn Strohfeuer flackert nur und läßt nichts als Asche zurück.“

Die angedrohte Rache ging wirklich in Erfüllung, die Weißkramstraße wurde, zum unendlichen Leidwesen der Frau Rémusat, mit einem halben Duzend Zuckerfässer aus dem Gewölbe ihres Mannes verrammelt, und der Krämer

schwur bei dem Haupte der Freiheit, daß sie nach erfochtenem Siege alle bis auf das letzte Pfund in einer unermeßlichen Bowle Punsch aufgehen sollten, womit er seine siegreichen Waffengefährten zu bewirthen gedachte. Der patriotische Aufschwung der Weiskramstraße theilte sich der ganzen Umgegend mit; man ließ die geächteten Deputirten hoch leben, sprach von der Unverletzbarkeit der Nationalrepräsentation, trank auf das Wohl derselben, sang Freiheitslieder und schwur, für das Vaterland und dessen Repräsentanten zu sterben. Jeden Augenblick erwartete man einen feindlichen Angriff und beschloß, ihn mit der größten Tapferkeit zurückzuschlagen. An blindem Lärm fehlte es nicht; bald hieß es, die Vorstädter rückten von dieser, bald von jener Seite an; dann eilten die bewaffneten Bürger ins Gewehr und machten sich zum Widerstand fertig; wann sich das Gerücht als falsch erwies, kehrten sie wieder zur Flasche und ihren lebhaften politischen Erörterungen zurück. Es war von nichts als verletzter Nationalrepräsentation die Rede, im Grunde aber fürchteten die Allermeisten, daß das Lumpengesindel aus den Vorstädten ihre Häuser

plündern möchte. Inzwischen zeigte sich nirgends ein Feind und die Sache zog sich in die Länge. Herr Matthieu Dumas, der unter den Gruppen umhergieng, um sich an ihrer Einfalt zu waiden, fieng an Langweile zu bekommen, und in seinem Verdruß darüber beschloß er, diesem exaltirten Patriotismus in seiner Art ein wenig auf den Zahn zu fühlen. Er mischte sich unter die Gruppe, in welcher eben Herr Gottfried Remusat heftig über die Unverletzlichkeit der Nationalrepräsentation deklamirte. „Sie haben ganz Recht, fiel er ihm mit seiner gewohnten Kälte in das Wort, was die Theorie anbelangt; das Princip kann durchaus nicht in Abrede gezogen werden. Das Volk ist Souverain und wählt als solcher seine Vertreter, an die es seine Rechte abtritt und die in seinem Namen handeln. Nun ist das Volk schon darum unverletzlich, weil, als moralische Person gedacht, Niemand im Stande ist, es zu verletzen; mithin müßen auch dessen frei gewählte Vertreter unverletzlich seyn, weil sie im Namen des Volks alle seine Rechte ausüben. — Nun, sehen Sie, unterbrach ihn Herr Gottfried Remusat triumphirend, das ist so klar

wie der Tag; demnach wollen und werden wir die geächteten Deputirten nicht ausliefern, welche sich vertrauensvoll in dieses Sta.tviertel geflüchtet haben. — Das wäre ja schändlich, fiel ein zweiter Bürger ein, und eher setzen wir Gut und Blut daran. — Ja, das thun wir, denn die Deputirten haben sich im Vertrauen auf unsern Patriotismus in unsere Arme geworfen, rief ein Dritter. — Die Lumpen aus der Vorstadt sollen nur kommen, wir werden sie mit Kugeln empfangen, schrie ein Vierter und stieß den Kolben seines Gewehres trotzig auf das Pflaster. — An der Tapferkeit dieser heldenmüthigen Section ist nicht zu zweifeln, fuhr Herr Matthieu Dumas ironisch fort; nur müßte allerdings zuvor untersucht werden, ob wir auch ganz im Rechte sind. — Das müßte freilich zuvor ermittelt werden, stimmte Herr Remusat bei und nahm eine bedenkliche Miene an. — Ja wohl, ja wohl, fielen Mehrere ein, denn eine ungerechte Sache möchten wir nicht vertheidigen. — In diesem Augenblicke verbreitete sich das Gerücht, daß eine Deputation des Gemeinderaths im Anzuge sey, um die Auslieferung der geächteten Depu-

tirten zu verlangen. Diese Nachricht setzte die Gruppe in ausserordentliche Bewegung; man lief hin und her, docirte, stritt sich, sprach für und wider. „Was meinen denn Sie dazu, Herr Matthieu Dumas?“ fragte endlich der Krämer diesen und sah ihm mit gespannter Erwartung ins Gesicht. Der Spötter nahm eine nachdenkliche Miene an und erwiederte mit affectirter Wichtigkeit: „Meine Herren! das ist ein Gegenstand, über den sich Vieles sagen läßt, und der von allen Seiten reiflich erwogen werden will. Sehen Sie, der Satz steht freilich fest: wenn das Volk unverletzlich ist, so müssen es auch seine Repräsentanten seyn, allein .... Hier schwieg der Satyriker, um sich ein Weilchen an der Verlegenheit seiner Zuhörer im Stillen zu ergözen. ... Allein .... wiederholten mehrere von ihnen, indem sie ihm das Wort vom Munde auffaßten. — Allerdings, sprach der Krämer und legte sein Gesicht in wohlweise Falten, hat jedes Ding seine zwei Seiten. — Und mehr als zwei Seiten, fuhr der Spötter fort, besonders wenn es in die Politik eingreift. Bedenken Sie nur, wie vielseitig die Politik sich in diesen wenigen Jahren

erwiesen hat. Zuerst war der König unumschränkt und alleinherrschend, dann constitutionell und unverletzlich und am Ende hat man ihm den Proceß gemacht und den Kopf abgeschlagen. Dann waren die Repräsentanten des Volks unverletzlich, dann hat ein Theil derselben einen andern geächtet, und ich sehe nicht ein, warum man den Proscribirten nicht auch die Köpfe abschlagen könnte. So ist es schon in alten Zeiten gewesen, wie wir aus der Geschichte wissen, und unter der Sonne gibt es nichts Neues. Das Volk ist souverain durch seine Stellvertreter im Nationalconvent; nun wird eine so große Versammlung nie einig seyn; sie faßt mithin ihre Beschlüsse durch Mehrheit der Stimmen, und was also die Majorität des Convents beschließt, das ist Gesetz; sie hat aber beschlossen, eine gewisse Anzahl Deputirte in die Acht zu erklären, demnach sind sie gesetzlich geächtet. Und was folgt nun hieraus? — Ja, ja, was folgt nun hieraus? wiederholte der Krämer mechanisch. Alle waren begierig zu erfahren, was hieraus folge. — Daraus folgt, fuhr Herr Matthieu Dumas ruhig fort, daß man die geächteten

Deputirten nicht vertheidigen darf, ohne sich gegen das Gesetz zu verfehlen. — Sie haben ja aber vorhin selbst unsern Entschluß, die geächteten Deputirten in Schutz zu nehmen, gut geheißen, erwiederte der Krämer sehr herabgestimmt. — Ja, was das betrifft, wenn Sie diesen festen Entschluß gefaßt haben, so heiße ich ihn noch gut. Sehen Sie, die Sache ist so: die geächteten Deputirten haben gegen den Beschluß des Nationalconvents, der sie in die Acht erklärt, protestirt und ihn für ungesetzlich erklärt. Wenn Sie nun sich an diese Protestation anschließen wollen, so steht Ihnen dieß ganz frei. — Ja, ja, das wollen wir, riefen einige vorlaute Stimmen. — Dann müssen Sie aber auch alle Folgen dieser Protestation tragen. — Nun, und .... — Wer einen Geächteten in Schutz nimmt und gegen die Strenge des Gesetzes vertheidigt, ist gleichfalls der Acht verfallen.... — Hm! Hm! fiel der Krämer ein, wenn freilich das Gesetz .... wir sind gute Bürger .... gegen die Gesetze wollen wir nicht .... Gott behüte, daß wir den Bürgerkrieg. ... Ja, ja, wie gesagt, Gesetz ist einmal Gesetz.... Nicht wahr, meine Herren!

Er sah sich fragend im Kreise um. — Ja freilich, die Gesetze .... erwiederten einige Stimmen; die meisten schwiegen unschlüssig. — So wollen Sie also, fragte Herr Matthieu Dumas mit einem sarkastischen Lächeln, die geächteten Deputirten ausliefern? — Da erhob sich ein allgemeiner Sturm, und viele Stimmen schrieen durcheinander: Was ausliefern! .... Nein, das thun wir nicht.... Allen Respekt vor dem Gesetze, aber das wäre eine Schande. ... Nein, nein, in Schutz wollen wir sie nicht nehmen, aber auch nicht ausliefern.... Ehre, Blut und Leben daran gewagt! — Der Spötter ließ den Sturm austoben, dann sagte er mit großer Kaltblütigkeit: „Aber dann vergehen Sie sich ja wieder gegen das Gesetz, denn der Beschluß des Convents befiehlt, die geächteten Deputirten festzunehmen und an die geeignete Behörde auszuliefern, wo sie sich befinden mögen. — Das ist freilich ein anderes, stimmten Einige bei. Nein, nein, das thun wir nicht, riefen Andere. — Bedenken Sie wohl, was Sie thun, warnte Herr Matthieu Dumas und nahm eine gewichtige Miene an. — Ja, ja, bedenken wir wohl, was wir thun, wiederholte

der Krämer mit einem trost- und rathlosen Gesichte. — Ja, das ist freilich zu bedenken, riefen viele Stimmen. — Die Mehrzahl war offenbar geneigt, der Nothwendigkeit nachzugeben, und zögerte blos des Anstandes halber noch ein wenig.

In diesem Augenblicke kam Heinrich Florimond die Straße herab. „Willkommen, junger Brutus! rief ihm Herr Matthieu Dumas lächelnd entgegen. Hier ist ein verwickelter Handel zu schlichten. — Und der wäre? fragte der junge Mann. — Es handelt sich von der Unverletzlichkeit der Deputirten. — Die sind eben so unverletzlich, als das Volk, das sie gewählt hat. — Aber ein Beschluß des Convents hat sie in die Acht erklärt. — Der Convent war nicht frei, als er diesen Beschluß faßte. — Er ist aber durch die Majorität gefaßt und mithin Gesetz. — Die Minorität hat feierlich dagegen protestirt. — Sie würden also die geächteten Deputirten nicht ausliefern? — Nein, beim Teufel! und wenn ich Gut und Blut an ihre Vertheidigung setzen sollte. — Da hören Sie nun, meine Herren, wendete sich der Saty-

riker mit spöttischer Miene an die Umstehenden. Es kommt jetzt auf Sie an, was Sie in dieser Sache thun wollen. — Hm! Hm! begann der Krämer und hustete verlegen, der Casus ist..... Er vollendete nicht und blickte im Kreise umher. Die Verlegenheit malte sich auf allen Gesichtern. — Was soll denn das Alles heißen? fragte Heinrich Florimond befremdet. — Wir debattiren über die Frage, ob wir die geächteten Deputirten, welche sich in diese Section geflüchtet haben, an den Convent ausliefern sollen oder nicht, erwiederte ihm der Spötter mit sarkastischem Lächeln. — Da zerbrechen Sie sich die Köpfe vergebens, versetzte Jener lachend; die geächteten Deputirten sind theils schon verhaftet, theils nach Evreux und Caen abgereist, um den Aufstand der Departements zu organisiren; in dieser Section befindet sich keiner von ihnen. — Das ist Schade, rief der Krämer mit erleichterter Brust aus, denn so eben wollten wir den Beschluß fassen, sie mit Gut und Blut zu vertheidigen. — Ja, das wollten wir, riefen viele beifällige Stimmen. — Da würde der Convent erfahren haben, was der entschlossene Muth

tapferer Männer vermag, sprach ironisch Herr Matthieu Dumas. — Nun brach der Sturm los und rings herum ertönte es: Ja, Gut und Blut für die Unverletzlichkeit der Repräsentanten! Hoch leben die geächteten Deputirten!

„Es freut mich, begann Heinrich Florimond, eine solche Stimmung bei den würdigen Bürgern dieser Section zu finden. Bald werden wir Gelegenheit haben, unsern Eifer für die gute Sache durch die That zu beweisen. Die Departemente erheben sich für die Unverletzbarkeit der Nationalrepräsentation; der tapfere Wimpfen sammelt ein Heer, um die Tirannen des Berges zu vernichten; ich bin im Begriff, nach Evreux und Caen abzugehen, um mich an die dort versammelten Deputirten und ihre Anhänger anzuschließen. Bald werden wir mit Heeresmacht vor dieser Hauptstadt stehen, und ich hoffe, daß uns alle gute Bürger mit Ungeduld erwarten, um der Tirannei dieser blutdürstigen Ungeheuer ein Ende zu machen.“ Ein lauter stürmischer Jubelruf schallte gen Himmel, als der Redner geendigt hatte. Man drängte sich an ihn, schüttelte ihm die Hände und schwur, für die Unver-

letzlichkeit der National-Repräsentation zu sterben. Mehrere junge Bürger versprachen ihm, nach Evreux nachzukommen; die andern versicherten, daß sie in Waffen bleiben würden, um das Leben der verhafteten Deputirten zu bewachen.

Nachdem sich Heinrich aus den patriotischen Umarmungen seiner Mitbürger mühsam losgerissen hatte, gieng er nach Herrn Remusats Hause, von der Geliebten Abschied zu nehmen. „Brutus! sprach sie schwärmerisch zu ihm, du ziehst in Kampf und Streit für die Freiheit. O, mein Brutus, deine Virginia folgt dir, um an deiner Seite zu fechten.“ — Nein, theures Wesen! erwiederte ihr der Jüngling, wenn ich dich in Gefahr wüßte, würde ich alle meine Mannheit verlieren und ein Kind seyn im Gefechte. Bleibe, handle hier für die Freiheit, halte den Eifer ihrer Vertheidiger aufrecht; bald kehre ich siegreich in deine Arme zurück, und am Altare des geretteten Vaterlandes wollen wir dann den ewigen Bund unserer Herzen schließen. — O, mein Brutus, erwiederte Amelie zärtlich und drückte ihn an ihren klo-

pfenden Busen, könnte ich doch für dich und mit dir sterben! Der Tod für dich und mit dir wäre der schönste Augenblick meines Lebens.

* * *

Es fieng eben an zu dämmern. Die Schildwache an der Barriere Pantin stund auf ihr Gewehr gelehnt, der Schlagbaum war geschlossen. Die Wache saß oder stund, plaudernd, scherzend, rauchend, vor dem Wachthause. Ein riesenhafter Mann, der um einen ganzen Kopf über alle andere hervorragte, eine kurze schwarzgerauchte Köllnische Pfeife im Mund, trat auf die Schildwache zu, legte ihr seine mächtige Faust auf die Schulter und sagte zu ihr in einem tiefen Basse: „Höre, Latulipe, jetzt schärfe deine Augen, denn zwischen Tag und Dunkel pflegt die Contrebande aus der Stadt zu passiren, du verstehst mich schon. — Ich bin ja nicht erst von heute und werde dich wohl verstehen, erwiederte die Schildwache; das wäre mir so, wenn der Schlaukopf Latulipe nicht wüßte, was heutzutage Contrebande ist; ich kenne ja die Schurken alle, die den dicken Veto von dem Tode retten wollten, und habe sie oft genug von der Gallerie

ausgepfiffen; ich sage euch, der Latulipe hat eine feine Nase und riecht einen Appellanten und Aristokraten auf fünfzig Schritte. — Ja, deine Nase ist gut, unterbrach ihn Einer von der Wache; du bist ein vortrefflicher Spürhund, aber wann's zum Hezen kommt, wo bleibt da der Meister Latulipe — habt ihr ihn nicht gesehen? — Die Umstehenden lachten aus vollem Halse. — Nun, erwiederte die Schildwache erboßt, ich stelle euch meinen Mann so gut als Einer, wenn's an die Arbeit geht, aber so soll mich der Teufel — fast hätte ich gesagt: Gott — wenn ich's mit Vergnügen thue, wie du Marat-la-Pique, sondern ich arbeite blos für das Volk, daß die Aristokraten wegkommen, die uns im Wege stehen, und am Blutsaufen habe ich keine Freude, und kurz, ich bin doch ein Mensch, wenn es auch keine Christen mehr gibt. — Da hört ihr den Hund, versetzte Marat-la-Pique, gesteht er nicht selbst, daß er Mitleid mit dem Aristokraten-Gesindel hat, und wie weit ist's vom Mitleid zum Abfall und Verrath des Volkes? So war ich auch, da ich mich noch Mirabeau-Petion nannte, aber seit ich die Namen der Verräther

abgelegt habe und mich nach dem tugendhaften Marat nenne, ist mir ein anderes Herz gewachsen, und seht, nichts macht mir größere Freude, als Aristokratenköpfe abzuschlagen, und so lange es noch einen Aristokraten in der Welt gibt, ist die Freiheit in Gefahr. — Ey! Wenn es dich so sehr nach Aristokratenblut dürstet, warum gehst du nicht an den Rhein oder in die Vendée — da gibt es genug zu schlachten; aber, gelt, du liebst die bequeme Arbeit und willst nur mit Aristokraten zu thun haben, die sich nicht wehren können, und die man dir gebunden in die Hände liefert? — Recht so, recht so, Freund Latulipe, riefen ihm mehrere Stimmen beifällig zu; im August, in den Tuilerien, wollte er nicht anbeißen, aber im September, in der Abtei, stellte er seinen Mann. — Ho! Ho! entgegnete Marat-la Pique erbittert, ich bin Mannes genug nicht nur gegen die Aristokraten, sondern auch gegen ihre Advokaten, und das kann gleich Jeder von euch erfahren, wenn er Lust dazu hat und einen Spaziergang mit mir vor die Barriere machen will. — Da bin ich dabei, rief Latulipe aus, es kann dir nichts schaden, wenn

man dir auch einmal etwas von deinem Tiger-Blut abzapft. He da, Kameraden! wer von euch lößt mich von meinem Posten ab? — Der Teufel wird dich ablösen, wenn Jean-Quatre-Sous Klinge auf dich fällt, du räudiger Hund, du! fiel die tiefe Stimme des Riesen ein, dessen gewaltige Faust an seinen Säbelgriff schlug, man sieht wohl, daß ihr nichts vom Dienste versteht; ich will euch das Raufen auf der Wache vertreiben, und wenn es euch so nach Schlägerei gelüstet, so bin ich der Mann dazu, Jedem von euch mehr Blut abzuzapfen, als euch lieb seyn wird. He da, Latulipe! willst du wohl das Maul halten, wenn du auf dem Posten stehst, und ihr andern, scheert euch von der Schildwache weg und plaudert mit wem ihr wollt, aber mit keinem Manne, der seinen Dienst versehen soll.

Während dieses Streits hatte sich ein Volontär in Uniform der Wache genähert; er war vollkommen ausgerüstet, das Gewehr auf der Schulter und den Tornister auf dem Rücken. Die Schildwache forderte ihm seine Marschroute ab; er reichte sie schweigend hin und sie wurde auf die Wachstube getragen. Inzwischen stellte

sich die Wache um ihn herum, ihn musternd, und Marat-la Pique fragte: „An den Rhein, Kamerad, gegen die Söldner der Tirannen?“ — Nein, gegen die Rebellen in der Vendée, war die Antwort. — Da geht aber der Weg nicht da hinaus. — Was geht es dich an, wenn ich einen Umweg machen will. — Viel, denn wir stehen hier, damit kein verkappter Aristokrat entwische; also sage mir doch, Freund, warum du den Umweg machen willst? — Du darfst nur mitgehen, so wirst du es sehen. — Besser ist's, wir behalten dich hier, um zu refahren, warum du nicht den geraden Weg einschlägst. — Es wird ihm eben nicht so sehr pressiren, mit den Rebellen zusammen zu treffen, rief scherzend Einer aus der Wache. — Und warum trägst du denn ein Pflaster über dem linken Backen, fragte ein Anderer. — Weil es mir so beliebt, antwortete barsch der Volontär. — So, fiel Marat-la Pique ein, wir werden uns wohl erlauben, ein wenig nachzusehen, was hinter diesem schwarzen Pflaster steckt. — Das werdet ihr wohl bleiben lassen, erwiederte Jener trocken. — In diesem Augenblicke öffnete

sich die Wachstube; der Civilbeamte erschien unter der Thür und rief: „Zurück, auf die Municipalität, weil die Marschroute nicht eingehalten ist.“ — Ho! Ho! rief Marat-la Pique triumphirend aus, siehst Du, daß wir ein Wort mit dir reden können. — Das wird sich gleich zeigen, versetzte der Volontär ruhig. Wo ist der Commandant der Wache? — Das bin ich, Bürger, entgegnete Jean-Quatre-Sous und stellte sich vierschrötig vor ihn hin. — Kennst du diesen Paß? sagte der Volontär, indem er ihn auf die Seite zog, ihm eine kupferne Münze vorhielt und die geheime Parole ins Ohr flüsterte. — Respekt vor dem, erwiederte der Riese, der ist besser, als alle Marschrouten in der Welt. Oeffnet die Barriere! — Verwundert hörte die Wache diesen Befehl, aber gehorsam wurde der Schlagbaum geöffnet, und der Volontär entfernte sich mit gemessenen Schritten, nachdem er zuvor seine Marschroute in Empfang genommen hatte. — Was ist denn das? riefen einige von der Wache voll Erstaunen aus. — Stille! antwortete ihnen Marat-la Pique und legte den Finger auf den Mund, davon ist nicht gut reden, der hat einen Passe-

Partout, vor dem alle Thore und Thüren springen, und kennt den Wohlfartsausschuß besser, als irgend einer von uns.

Der Volontär gieng etwa eine halbe Stunde auf der Straße vorwärts, bis es völlig dunkel geworden war; dann bog er einen Seitenweg ein. Eine Zeitlang gieng er längs der Mauer eines Landsitzes hin, dann verfolgte er rechts einen Fußpfad, der ihn bald unter die hohen Bäume eines Parks führte. Alles war still und wie ausgestorben umher; der Weg schien dem Wanderer wohlbekannt, denn er schritt rüstig und unaufhaltsam vorwärts troß der Finsterniß der Nacht. Plötzlich blieb er horchend stehen; ein schwerer aber rascher Fußtritt schallte in geringer Entfernung hinter ihm. „Er ist es,“ sagte der Wanderer für sich und horchte abermals den nahenden Tritten, doch kann Vorsicht nicht schaden, „fügte er hinzu und trat seitwärts in den Schatten der Bäume, von wo aus er den Fußpfad überblicken konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Ein riesenhafter Mann, mit langen und festen Schritten ausholend, kam des Weges daher. Da trat der Wanderer vor und

sprach in gedämpftem Tone: „Jean-Quatre-Sous!“ — Ich bin's, erwiederte der Riese und schüttelte kräftig seine Hand, du hast deine Sache wohl gemacht, Heinrich Florimond, so trotzig muß ein geheimer Emissär der Furchtbaren auftreten. Sie zittern noch, die Hallunken auf der Wache, solchen Respekt hat ihnen das Stückchen Kupfer eingeflößt. Das ist nun wohl gut für hier, wo man der Kupfermünze die täglich veränderte geheime Parole beifügen kann, aber in weiterer Entfernung hilft das zu nichts. Darum habe ich dir einen Wink gegeben, daß ich dir folgen werde. Der edle Flüchtling hat Freunde, die ihn retten wollen. Die Zeiten sind schwer, und der Schrecken muß herrschen, damit die Freiheit lebe, aber nicht alle Häupter des Bergs sind so blutdürstig, wie Marat, den schon die Natur gebrandmarkt hat, und so selbstsüchtig, wie Robespierre, der den Freund und Bruder nicht schont, um vor den Augen des Volks in der Glorie einer eisernen, erbarmungslosen Tugend zu strahlen, die alle menschlichen Schwächen von sich geworfen hat. — Wehe dem, der die Menschheit auszieht, denn es gibt keinen

Gott auf Erden! sagte Heinrich Florimond feierlich und seine Worte hallten prophetisch durch die Stille der Nacht. — Ja, es ist ein furchtbares Wesen, sprach eine tiefe Stimme hinter ihnen, das einsam dasteht in der Mitte der belebten Natur und, wie der Chimborasso sein riesiges Haupt erhebt über die blühenden Gefilde unter ihm, seine unzugängliche Brust verwahrt unter der Maske der unbestechlichen Tugend. Ich fürchte nichts, was menschlich fühlt, doch der ist mir ein Mann des Grauens, denn er hat alle Gefühle der Menschlichkeit von sich geworfen, um nach einem unerreichbaren Ziele zu streben; die Freiheit wird er retten, noch viele verderben, über die Leichname von Freund und Feind wegschreiten und selbst mit Schrecken enden. Ein Gott des Augenblicks, wird er von der blinden Menge angebetet, und Zeit und Nachwelt werden ihn verfluchen, und Beides hat er nicht verdient. Er ist groß und klein, niedrig und erhaben, ein Phänomen aller Jahrhunderte — die Zeit hat ihn emporgetragen, und sie wird ihn vernichten, wann sein Werk vollendet ist. — Der Mond trat unter den Wolken hervor und beleuchtete die

kräftige, fast plumpe Gestalt eines hochgewachsenen Mannes, dessen ernste und finstere Züge nicht ohne eine Mischung freundlichen Wohlwollens waren. „Das ist Danton!“ sagte Heinrich Florimond und trat erstaunt einige Schritte zurück. — Ich bin es, junger Mann, wundere dich nicht, mich hier zu finden. Deine unerfahrne Jugend kennt noch nicht das Wesen und Treiben der Mächtigen, in deren Hand das Schicksal der Völker ruht. Man schaut zu ihnen hinauf und hält sie für Götter, die ihre Blitze aus den Wolken senden, streng und unerbittlich, wie die Weltordnung und das eherne Fatum, aber sie sind nur schwache Sterbliche, zerbrechliche Gefäße der Menschheit, durch die Gewalt der Umstände, oft durch die Laune des Zufalls, emporgetragen auf den Gipfel der Macht, wo sie groß und erhaben erscheinen in den blöden Augen der Menge. Jüngling, du erblickest mich auf einer hohen Stufe der Macht und des Ruhms und beneidest mich vielleicht um den Ruf meines Namens, der in Europa wiederhallt, oder ich erscheine dir als ein Ungeheuer, als das Haupt der unbarmherzigen Septembermörder. Spare

deinen Neid und deinen Haß — Danton ist ein unglückliches Wesen, das beide nicht verdient. Wie gerne würde ich meinen Namen der Vergessenheit weihen und mein Leben einsam enden in den Armen meiner Lieben und im Schoose der schönen Natur! Doch das ist mir nicht vergönnt, denn wisse, Jüngling, wer einmal aufgetreten ist auf der Bühne der großen Welt, der muß seine Rolle vollenden, mag sie zum Sieg führen oder zum Tode. Danton ist auf beides gefaßt. Der Sieg wird ihn nicht übermüthig machen und der Tod soll ihn nicht kleinherzig finden. Jüngling, es gibt zwei Danton, der eine ist ernst und finster, wie das Angesicht der Freiheit, der andere heiter und wohlwollend, wie die allbelelebende Natur. Wenn Jener, unaufhaltsam und unerbitterlich, ein Orkan der Zeit, Alles vor sich niederwirft, unbarmherzig wegschreitet über Blut und Leichen, und, ein gefürchtetes Wesen, den ehernen Thron der Freiheit auf den Trümmern der Jahrhunderte gründet, so fühlt dieser in tiefer Brust alle die Leiden, die Jener, ein Mann der Zeit, der Gegenwart bereiten muß für das Glück kommender Geschlechter, und wo er im

Stillen eine Thräne trocknen, der Menschheit einen Tropfen Bluts ersparen kann, da eilt er herbei ein Retter und Helfer in der Noth. Jüngling, willst du glücklich seyn, so halte dich ferne von jener Höhe, wo, von finstern Wolken umhüllt, die Macht, die über Menschen gebietet, in geheimnißvollem Dunkel thront — da ist kein Glück. Dantons Hand, für Jeden so gerne offen, verschließt sich, Dantons Brust, für Leiden und Freuden so empfänglich, ist mit siebenfachem Erz gepanzert, denn nicht sich darf Danton leben, sondern der Zeit und der Nachwelt. O, Jüngling, beklage mich, mein irdisches Glück ist dahin, mag ich siegen oder sterben.

Eine tiefe, feierliche Stille folgte. Da brach der Jüngling unwillkührlich in die Worte aus: „Ist das der Mann des Schreckens!“ Ueber die finstern Züge des gewaltigen Volkstribuns flog ein Lächeln. „Jüngling, sprach er mit so sanfter Stimme, als ihm sein mächtiges Organ erlaubte, du siehst hier nicht den Danton der Freiheit, der, wie ein Fels im Meere, den brausenden Wogen trotzt und unerschütterlich dasteht, mit stolz erhobenem Haupte, in der Mitte des to=

benden Convents; komm, ich will dir den Danton der Menschheit zeigen.

Mitten im Parke, im Gebüsche versteckt, lag die einsame Wohnung des Wächters. Ein lautes Bellen der Hunde empfieng sie. Heinrich Florimond gab das Zeichen, und die Thüre wurde geöffnet. Sie traten ein in das Zimmer zur ebenen Erde. An einem einfachen hölzernen Tische, auf dem ein Säbel und ein paar Pistolen lagen, saß ein Mann von mittlerer Größe, mit weissem Bart und Hauptthaar, obwohl seine frischen Züge verkündeten, daß er noch nicht über das Mannesalter hinaus war; als er den Kopf, den er in die Hand gestützt hatte, erhob und Dantons hohe Gestalt vor sich erblickte, fuhr er auf von seinem Sitze und griff rasch nach einer der vor ihm liegenden Pistolen. „Ha! rief er im Tone des Abscheus aus, du machst selbst den Häscher, das ist deiner würdig!“ Unbeweglich stund der Tribun, seine ruhigen Blicke auf den Mann geheftet; dann sprach er mit gleichmüthiger Stimme; „So schlecht kennt mich Petion! Hier bin ich der Freund meines Gegners!“ — Gut, erwiederte Jener und legte

die Pistole weg, und was führt Danton, den Mann des Tages, zu Petion, dem Geächteten? — Das Verlangen, ihn zu retten. — Wie! Erst erhebt Danton seine Donnerstimme im Convent, bietet seine Satelliten auf, bewaffnet den Pöbel, setzt alle Mittel der Rede und der Gewalt in Bewegung, beschwört Himmel und Hölle, uns zu verderben; dann kommt er in der Mitte der Nacht, einen verlassenen Geächteten zu retten! — Petion, lerne mich recht kennen, Danton will den Sieg der Freiheit um jeden Preis. Nur durch Ströme von Blut kann sie gerettet werden, in eurer schwachen Hand würde sie untergehen. Darum hat euch Danton bekämpft mit der ganzen Kraft seiner Seele. Aber Danton haßt Niemand; jedes Opfer, das er der Freiheit bringen muß, bringt er ihr dar mit blutendem Herzen. Die eiserne Nothwendigkeit allein treibt ihn vorwärts auf der Bahn des Schreckens, die er betreten hat, und mögen tausend Dolche seine Brust zerreißen, er wird nicht stille stehen, bis sein Lauf vollendet ist, bis das siegreiche Panier der Freiheit hoch weht auf den Trümmern der Zeit von dem blutrothen Altare des Vaterlandes,

mag auch Dantons eigene Leiche an seinem Fuße liegen. — O, Mann des Schreckens, rief Petion aus, du stehst furchtbar da in deiner einsamen Größe! Die Wellen der Zeit, die dich emporgetragen, werden auch dich verschlingen, wie mich — und wo und wie soll Alles dieses enden! — Das Ende liegt in des Schicksals Hand; ich aber handle, wie mir der Geist gebietet. Auf der rohen Gewalt ruht das Gebäude des Despotismus, nur rohe Gewalt vermag es zu stürzen. Ich habe die Axt angelegt an den vergifteten Baum der Tirannei und werde sie schwingen mit mächtiger Faust, bis mein Arm erlahmt und mein letzter Odemzug ausgeht aus der ermatteten Brust, mag auch mein eigen Blut die Erde röthen. — Danton, du wagst mehr, als menschliche Kraft vermag. Die Feinde der Freiheit sind geschlachtet, schon geht dein Fuß über ihre Freunde hinweg — wo willst du stille stehen? – Im Grabe, erwiederte eintönig und gelassen der gewaltige Mann, denn, ich weiß es, nimmer werden meine Augen den Baum der Freiheit grünen sehen, den meine blutbefleckte Hand gepflanzt. Doch so will es

mein Geschick. Ein Vollstreker der Beschlüsse eines unerbittlichen Fatums, ein dienstbarer Geist der unterirdischen Mächte, gehe ich durch das Leben über Trümmer auf blutiger Bahn, der Gegenwart ein Grauen, der Todesengel der Zeit zum Heil der kommenden Geschlechter. — Danton, dein Name wird glänzen, wie ein flammendes Schwert, in der Geschichte der Jahrtausende, doch theuer ist dein Ruhm erkauft, und nicht möchte ich ihn mit dir theilen. Nenne es Schwäche, nenne es Tugend — Petions Fuß schaudert zurück vor der blutigen Bahn, die du wandelst! — Unsere Pfade führen nicht zusammen, laß mich den meinen wandeln! Jetzt aber will ich dir den Weg zur Rettung zeigen.

* * *

In einer Schenke des Fleckens Villiers, der in der Nähe von Mantes liegt, saßen zwei Volonteurs in ihrer Uniform an einem Tische. Der Wirth, der ihnen eben eine Flasche Wein auftrug, blieb bei ihnen stehen und fragte neugierig: „Nun, Bürger, wie steht es in Paris? Ihr kommt doch von da?“ — Wie wird es stehen! erwiederte Einer derselben, die braven Patrioten

haben gesiegt, und der Convent ist von den heimlichen Feinden der Republik gereinigt. — Das ist brav, versetzte der Wirth, und ich hoffe, sie werden kurzen Prozeß mit diesen Schwäzern machen und sie ihrem Herrn Veto nachsenden, den sie retten wollten. Aber doch, höre ich, sollen noch einige von diesen Schurken entwischt seyn, die jetzt die Departements gegen die wackern Männer des Bergs aufwiegeln. — Die müßten ja dumm seyn und ihren eigenen Vortheil wenig verstehen, wenn sie sich aufhetzen ließen. — Ja, es gibt freilich noch viele einfältige Leute, die dem Geschwätz der verkappten Royalisten ihr Ohr leihen, aber die Sache des guten Volks wird doch siegen, denn sie ist Gottes Sache. In Evreux sind sie endlich auch zur Vernunft gekommen und haben den Schuft Buzot, der sie zuerst täuschte und gegen den Convent in Harnisch brachte, verhaftet. Sie werden ihn jetzt gefangen nach Paris führen, und ich freue mich schon darauf, wenn er hier durchgebracht wird; denn Gott sey Dank, in unserem Dorfe haben wir lauter gute Patrioten. — Wißt Ihr gewiß, daß Buzot gefangen ist, fragte schnell einer

der Volontärs und eine Röthe stieg in sein Gesicht. — Warum fragt Ihr so eifrig, Ihr werdet doch keinen Antheil an dem Schurken nehmen? sagte der Wirth und sah ihn mit mißtrauischem Forschen an. — Beileibe nicht, versetzte Jener gefaßt, da müßte ich ja kein guter Patriot seyn; ich wollte es nur gewiß wissen, damit ich mich nicht hinterher ärgere, wenn sich die Nachricht nicht bestätigen sollte. Von Wem habt Ihr sie denn? — Nun, ein Fuhrmann hat sie mitgebracht, der sie in Mantes erfuhr. Auf die Dörfer kommen solche Nachrichten immer später, wie Ihr wißt. Er ist noch draussen bei seinen Pferden, und Ihr könnt ihn selbst darüber befragen. Ich habe nicht Zeit gehabt, Alles anzuhören, weil ich Euch euern Wein bringen mußte.

In diesem Augenblicke trat der Landfuhrmann in das Zimmer. Es war ein alter Mann, aber von hoher, kräftiger Gestalt, und trotz der einfachen, groben Kleidung, die er trug, lag etwas Gebietendes in seinem Gang und ganzen Wesen. Er grüßte in der Manier der Landleute, legte die Peitsche auf den Tisch und forderte ein

Glas Wein. Nun, Alter, rief ihm der Wirth entgegen, erzählt uns doch eure Nachrichten. Woher habt Ihr sie? — In Mantes, erwiederte der Fuhrmann, ist Alles voll davon; ich wollte dort liegen bleiben, um nicht in die Hände dieser royalistischen Aufwiegler zu fallen, denn ich bin ein guter Patriot; aber man sagte mir, daß Alles beendet sey, und daß sie dort die Beschlüsse des Convents anerkannt und den geächteten Deputirten, der sie aufgewiegelt hatte, gefangen gesetzt hätten. — Bei dem Tone dieser Stimme horchte der eine der Volontärs hoch auf, und musterte mit scharfem Blicke den Fuhrmann, als ob irgend eine alte Erinnerung in ihm erwachte. — Wie sollte denn das Ganze so schnell gekommen seyn? fragte der Wirth. Man sagte doch erst noch, die Leute von Evreux seien eifrige Girondisten und fünf Departements der ehemaligen Bretagne und drei von der Normandie hätten sich verbündet und organisirten eine Armee, um gegen Paris zu marschiren und den Berg zu stürzen. — Ja, seht, erwiederte der Fuhrmann, da ist ein geächteter Deputirter, Namens Buzot, der in seinem Herzen ein verfluchter

Royalist seyn mag, der kam nach Evreux und hängte den Mantel des Republikanismus um und wußte dadurch die Leute, die im Grunde gute Republikaner sind, zu verführen; und wie es nun so geht, die ächten Patrioten und braven Bürger wurden verläumdet, und man glaubte, den geächteten Deputirten sey Gewalt und Unrecht geschehen, und die Köpfe erhitzten sich, und sie schwuren, die verletzte Nationalrepräsentation aufrecht zu erhalten, und griffen zu den Waffen um nach Paris zu marschiren und die Patrioten des Berges zu vernichten, und vermaßen sich, in dieser guten Stadt keinen Stein auf dem andern zu lassen. — Da höre man doch, was das für verfluchtes Volk ist, fiel der Wirth ein und bekreuzte sich aus alter Gewohnheit, die wollen nichts von der Freiheit und Gleichheit wissen und glauben in ihrem Hochmuth, die gemeinen Leute seyen nur ihre Hunde und blos vom Himmel geschaffen, um des Tages Last und Hitze zu tragen und für die Vornehmen zu arbeiten, aber Prosit die Mahlzeit, wir sind jetzt zur Einsicht gekommen und wissen, daß der Bauer so gut und besser

ist, als alle Kaiser und Könige der Welt. Sicherlich stecken hier die verdammten Royalisten unter der Decke. — So ist es auch, erzählte der Fuhrmanu weiter, und eben dadurch kam es, daß endlich dem Volke, das überall gut gesinnt ist, die Augen aufgingen und daß es zur wahren Einsicht gelangte. — Sagte ich es nicht, rief der Wirth im Vergnügen über seinen prophetischen Geist aus, daß da einmal wieder die verdammten Royalisten, die überall im Trüben fischen, dahinter stecken. Laßt doch hören, Landsmann, wie es weiter ging? — Ja, fuhr Jener fort, da ist nun der General Wimpfen, der in Caen commandirt, der ist auch so ein Hund von Royalist und infamer Ränkeschmid .... Da haben wir es wieder, fiel der Wirth ein, aber ich sage immer, unser Marat hat Recht, man sollte die ganze aristokratische Brut mit einem Schlage vernichten. Was liegt denn an hunderttausend Köpfen, oder wenn es auch zweimalhunderttausend wären! Und so lange sie noch einen der Alten am Platze lassen, ist es nichts mit der Freiheit des Volks. Abgesetzt! Abgesetzt! pflege ich immer zu sagen, Alles abgesetzt, und

des Landes verwiesen und unter die Guillotine, und ihre Güter confiscirt, dann ist Ruhe im Lande! — Da habt Ihr Recht, Gevatter, fuhr der Erzähler fort, das ist auch mein Wahlspruch, und wenn einer Mitleid mit dem vornehmen Gesindel haben will, so sage ich immer, so haben sie es ja dem armen Volke auch gemacht. — Nun, da sehe ich, sagte der Wirth mit leuchtenden Augen und stieß mit dem Fuhrmann an, daß Ihr ein guter Patriot seyd, und an solchen Leuten habe ich meine Freude. Stoßt an: Alle brave Ohnehosen sollen leben! — Von Herzen, erwiederte der Fuhrmann und hob das Glas in die Höhe, und der Teufel hole alle lumpigen Aristokraten und Girondisten! Aber daß ich weiter erzähle: Dieser Wimpfen legte die Maske zu frühe ab, ließ hie und da ein Wörtchen des Bedauerns über das Schicksal und unglückliche Ende des guten Königs, wie er ihn nannte, fallen, gab bedeutsame Winke, daß noch Alles gut gemacht werden könne, die Königin und der Dauphin seyen ja noch am Leben, und die alliirten Armeen seyen stark und siegreich, und im Innern gebe es auch noch viele gute Royalisten,

die nur auf ein Zeichen warten, sich zu erheben, und wenn man die Engländer zu Hülfe rufe und sich an die Vendée anschließe, so werde man dem verruchten Berg und seinen Blutsaugern bald den Garaus machen. — Ei! So mache du dem Teufel und seiner Großmutter den Garaus, du vermaledeiter Aristokrat! unterbrach ihn der entrüstete Wirth, ich kann es kaum erwarten, bis ich dich unter dem Messer sehe, und wenn man dir den Kopf abschlägt, will ich expreß nach Paris reisen und dem Meister Samson die besten Worte geben, daß er mir einen guten Platz auf der Guillotine anweißt. — Da habt Ihr Recht, Gevatter, fuhr der Bericht-Erstatter fort, und meinen Sattelgaul wollte ich darum geben, der doch ein capitales Thier ist, wenn sie ihn schon am Wische hätten, der sollte mir zappeln, aber Geduld, der alte Marat lebt noch! Doch hört weiter: da sammelte sich nun allerlei verdächtiges Gesindel aus der Bretagne und Normandie unter den Fahnen der Girondisten, das sich für gut republikanisch ausgab, aber im Herzen ganz teuflisch royalistisch gesinnt war; da wurden Reden geführt von der alten guten

Zeit unter Ludwig Capet, und wie damals Alles im Wohlstande gewesen sey und Handel und Gewerbe geblüht hätten, und wie nun Alles darniederliege und zu Grunde gehe, und an Allem dem sey allein die leidige Republik Schuld, und besser wäre es, auf einmal dem Unwesen ein Ende zu machen, und da sollte man eben nach Paris marschiren, den verruchten Berg, die Quelle alles Unglücks, stürzen, die Gefangenen im Tempel befreien und Ludwig XVII. zum König ausrufen. Am Ende legten sie ganz die Maske ab und machten einen alten Marquis, Namens Puisaye, zum General, und es fehlte nun nichts mehr als die förmliche Abschaffung der Republik und die Wiedereinsetzung des Königthums. Jetzt gingen dem Volke die Augen auf und, wie gesagt, es sah ein, daß man es angeführt hatte, und erkannte, wer die wahren Patrioten seyen, und da haben sie nun die Aristokraten fortgejagt und den verkappten Royalisten Buzot festgesetzt. — Da haben sie wohl daran gethan, rief der Wirth fröhlich aus und stieß mit dem Fuhrmann an, und ich hoffe, sie werden noch mehr am Kragen packen, denn die Zahl ist

noch nicht voll, die Vater Marat verlangt; und wenn das so ist, Landsmann, so könnt Ihr also ganz sicher nach Evreux fahren. — Ja, das will ich auch, Gevatter, versetzte der Fuhrmann, indem er sich zum Aufbruch anschickte; und, fügte er, zu den Volontärs gewendet, hinzu, für ein paar wackere Soldaten der Republik ist auch noch Platz auf meinem Wagen. — Als die beiden Volontärs etwas mit der Antwort zauderten, sah sie der Fuhrmann mit bedeutsamen Blicken an und sagte betonend: Ihr wollt doch auch nach Evreux, wohin jetzt alle wackere Leute gehen. — Ja freilich, fiel der Wirth ein, da man dort den verfluchten Aristokraten das Handwerk gelegt hat, so können jetzt alle guten Patrioten ungehindert dahin gehen, und Ihr sitzt doch besser und trockener unter der Bläue auf dem Wagen, als Ihr zu Fuß geht, und ein paar rasche Pferde habt Ihr auch, Landsmann, das muß man sagen. — Ja, erwiederte endlich einer der Volontärs zögernd und, wie es schien, nicht ohne einigen Zwang, wenn uns der Freund da mitnehmen will, so sind wir es wohl zufrieden, aber bezahlen können wir ihm nichts, denn wir sind

arme Teufel, die nicht viel übriges Geld in der Tasche haben. — Ey! das hat nichts zu sagen, versetzte der Wirth. Wer wird denn von braven Soldaten der Republik etwas nehmen? Der Landsmann da ist ein guter Patriot und fordert gewiß nichts von euch. — Da habt Ihr Recht, Gevatter, bekräftigte der Fuhrmann mit einem derben Schwur; einen Aristokraten würde ich um keinen Preis auf meinen Wagen nehmen, und wenn er im Koth stecken bliebe, aber ein wackerer Patriot findet immer seyn Plätzchen umsonst bei mir. Kommt nur, Freunde, und habt keine Sorge wegen der Bezahlung oder sonst etwas. — Diese letzten Worte betonte er und warf dabei einen verstohlenen Blick auf die beiden Volontärs. Diese nahmen jetzt ihre Tornister auf und folgten ihm. Der Wirth begleitete sie bis an den Wagen, musterte die Pferde als Kenner, klopfte ihnen den Hals, blickte ihnen beim Abfahren nach, um ihr Gangwerk zu beurtheilen und sagte dann für sich: „Hohl mich der Teufel, ich habe noch nicht leicht einen Fuhrmann gesehen, der so tüchtige Rosse hat; aber es nimmt mich doch Wunder, daß ich Roß und Mann noch nicht kenne, denn es fährt

mir nicht leicht einer unbemerkt am Hause vorbei; das muß ein neuer seyn, der zum erstenmal diese Straße kommt.“ Nach etwa einer halben Stunde, während welcher der Wirth aus- und eingegangen war, kamen drei Gendarmen vor die Schenke geritten. „Gute Nachrichten, rief ihnen der Wirth zu, in Evreux haben sie den Berg anerkannt und die Aristokraten ausgetrieben; der Verräther Buzot ist gefangen.“ — Wer hat euch diesen Bären aufgebunden, Gevatter, fragte einer der Gendarmen lachend. — Nun, versetzte der Wirth, ich habe es von guter Hand, ein wackerer Patriot hat es mir gesagt, der eben nach Evreux abgefahren ist, weil jetzt die braven Leute dort die Oberhand haben und die Passage frei ist. — Der Teufel hat dort die Oberhand, sie treiben es ärger als je; der Spitzbube hat euch angeführt, fluchte einer der Gendarmen. — Das sind Aristokratenpfiffe, fügte ein Zweiter hinzu, dahinter steckt etwas. Laßt uns zureiten, Kameraden, vielleicht holen wir den Schurken noch ein. — Sie leerten schnell die Flasche, welche sie sich zu Pferd hatten reichen lassen, und sprengten davon. Der Wirth sah ihnen nach und

brummte für sich hin: „Da trau' einer mehr den Leuten, es ist doch nichts als Lug und Trug. Sprach euch der Mensch so ehrlich und so redlich, wie ein braver Sansculotte, und führte ganz unsere Sprache und hatte gar nichts von einem Aristokraten an sich, und hatte ein paar tüchtige Pferde, wie man sie nicht jeden Tag sieht — und ist doch Alles erlogen!"

Inzwischen war der Fuhrmann mit seinen beiden Passagieren auf der Landstraße nach Evreux fortgefahren. So lange er das Dorf noch im Gesichte hatte, fuhr er einen mäßigen Trabb nach Art der Landfuhrleute, die nicht schwer geladen haben. So bald er aber vom Dorf aus nicht mehr gesehen werden konnte, schwang er die Peitsche und ließ seine Pferde rasch auftreten. Jetzt wendete er sich an die beiden Volontärs, sah sie mit einem neckenden Blicke an und sagte: „Nun, Freunde, werden wir bald bei unsern Brüdern in Evreux seyn. Ihr scheint euch ja aber, fügte er bedeutsam hinzu, gar nicht darüber zu freuen, daß die guten Patrioten gesiegt und die Aristokratenhunde verjagt haben." — Ey wohl! erwiederte einer der Volontärs, etwas gezwungen

lächelnd, es ärgert uns nur, daß wir nicht auch dabei waren und den Tanz mitmachen konnten. — Nun, versetzte der Fuhrmann, dazu wird es schon noch Gelegenheit geben, denn es sind noch lange nicht alle Aristokraten todt. — Das wäre auch bös, antwortete der andere Volontär scherzhaft, da gäbe es ja für brave Freiwillige nichts mehr zu schaffen, und wir wollen doch auch noch unser Stück Arbeit verrichten. — Ihr könnt schon noch zum Handkuß kommen, Kamerad, entgegnete der Fuhrmann mit merklicher Ironie, denn, wie ich gehört habe, sind die Royalisten in der Vendée noch frisch auf und geben der Republik alle Hände voll zu thun. — Wir wollen schon mit ihnen fertig werden, Landsmann; aber es scheint mir ja fast, als ob Ihr euch über ihre Erfolge insgeheim ein wenig freutet. — Hm! seht, ich bin ein Patriot so gut als einer, aber ich habe immer meine Freude an tapfern Leuten, wenn sie auch nicht meiner Meinung sind, und die Tapferkeit kann man doch, wie ich meine, den Royalisten in der Vendée nicht absprechen. — Nun, was das anbelangt, alle Franzosen sind tapfer.

In diesem Augenblicke lenkte der Fuhrmann in einen Seitenweg ein. „Warum fahrt Ihr denn von der Straße ab," fragte ihn einer der Volontärs. — „Wir haben etwas näher, und wann wir jenes Dorf, das Ihr hier vor uns seht, umfahren haben werden, kommen wir wieder auf die Straße." Bei diesen Worten klatschte der Fuhrmann mit seiner Peitsche und trieb die Pferde an. Als sie in gleicher Höhe mit dem Dorfe waren, das in der Entfernung einer kleinen Viertelstunde rechts von ihnen lag, sahen sie an dessen Ausgange drei Gendarmen reiten, welche die Straße nach Evreux einschlugen. Diese Straße zog sich links und der Fuhrmann hatte eine gerade Linie zu durchschneiden, um auf dieselbe zu gelangen, während die Gendarmen einen Bogen machen mußten. Er maß die Entfernung mit geübtem Blicke, peitschte dann auf seine Pferde und fuhr in scharfem Trabb davon, während er immer die seitwärts ziehenden Gendarmen streng im Auge behielt. Die beiden Volontärs beobachteten sein Betragen mit mißtrauischen Augen. Sie hatten ihre Gewehre zur Hand genommen und warfen sich bedeutsame Blicke zu.

Die Gendarmen ritten im Schritt in gleicher Reihe und schienen sich mit einander zu unterhalten; sie schienen entweder keine Eile zu haben oder ihre Pferde ein wenig verschnaufen zu lassen. Der Fuhrmann fuhr mit der nämlichen Eile vorwärts, und wenn beide Theile in gleichem Schritte blieben, so mußte er die Straße gewinnen, ehe noch die Reiter an dem Punkte anlangen konnten, an welchem der Seitenweg in sie einmündete. Jetzt hielt plötzlich einer der Reiter sein Pferd an, wendete den Kopf gegen seine Kameraden, mit denen er eifrig zu sprechen schien, deutete dann mit ausgestrektem Arm auf den Wagen herüber und setzte sofort sein Roß in scharfen Trabb; die andern folgten ihm.

Einer der Volontärs stieß seinen Kameraden an, deutete auf die jagenden Reiter seitwärts und auf den vor ihnen sitzenden Fuhrmann, machte eine sprechende Pantomime und spannte sachte den Hahn seines Gewehrs; der andere antwortete ihm durch einen bejahenden Wink und that das Gleiche. Dann riefen sie plötzlich dem Fuhrmann ein donnerndes Halt! zu. Dieser hielt mechanisch seine Pferde an, drehte sich ruhig um und

fragte phlegmatisch: „Was wollt Ihr denn? Warum soll ich halten?“ — Schurke, fuhr ihn einer der Volontärs an, siehst du denn nicht, daß wir auf diese Weise mit den Gendarmen auf der Straße zusammentreffen werden? — Nun, was thut denn das, es sind ja Freunde. — Wenn auch, aber wir lieben es nicht, jeden Augenblick unsere Pässe vorzuzeigen. — Nun, wenn Ihr wollt, so kann ich langsamer fahren. Mir gilt es gleich. — Müssen wir denn zuvor diese Höhe passiren, ehe wir auf die Straße kommen? — Allerdings, da oben mündet der Weg erst ein, und von dort sehen wir Evreux vor uns liegen.

Dann können wir den Punkt nicht mehr erreichen, ehe die Gendarmen dort eintreffen. Halt! — Wie Ihr wollt, erwiederte der Fuhrmann gelassen und hielt seine Pferde an. — Die beiden Volontärs stiegen ab und nahmen ihre Tornister auf den Rücken und das Gewehr auf die Achsel. „Lebt wohl, Freund, und seyd bedankt, sagte einer von ihnen zu dem Fuhrmann; wir wollen hier einen Seitenweg einschlagen und in irgend einem Dorf übernachten.“ — Ey! Ihr habt ja nichts in Evreux zu fürchten, die Stadt ist gut

patriotisch und hat die Aristokraten fortgejagt. — Das wohl, aber ich will dir sagen, Landsmann, wir sind arme Teufel, und es ist uns zu theuer in der Stadt zu zehren; auf dem Dorfe haben wir es wohlfeiler. — Nach Belieben, versetzte der Fuhrmann trocken und nahm Abschied von ihnen.

Nachdem sie sich, einen Seitenweg einschlagend, etwa fünfzig Schritte vom Wagen entfernt hatten, hörten sie eine spottende Stimme ihnen nachrufen: „Ey! Ey! Herr Petion, Sie haben die Monarchie gestürzt und fürchten sich vor drei Gendarmen!» Erstaunt wandten sie sich um. Der Fuhrmann lachte aus vollem Halse und fügte hinzu: „Ja, ja, so ändern sich die Zeiten, und so wechseln die Schicksale! Wer hätte sich das in der Nacht vom 10. August träumen lassen!“ Hier ist Verrath, flüsterte einer der Volontärs dem andern zu, machen wir dem Schurken den Garaus! — Sie spannten den Hahn ihres Gewehres, traten hart an den Wagen und einer von ihnen rief dem Fuhrmann zu: „Wenn du einen Laut von dir gibst, der die Gendarmen herbeiruft, so bist du ein Mann des Todes!“ — Ich werde kein so Narr seyn, entgegnete dieser

lachend, denn ich habe wenigstens eben so viel Ursache, als Ihr, mich von Ihnen ferne zu halten. — Mensch, wer bist du? fragte einer der Volontärs verwundert. — Ein Mann, der euch beide gut kennt, Herr Heinrich Florimond, denn Sie haben ja nicht einmal für nöthig erachtet, sich ein wenig zu maskiren. Meinten Sie denn, ausserhalb Paris werde Sie Niemand kennen? — Der Volontär sah ihm forschend in's Gesicht, um sich seiner Züge, die ihm bekannt schienen, zu erinnern. — Ja, ja, fuhr Jener fort, man kann nicht vorsichtig genug seyn; da habe ich mich anders vorgesehen. Und Sie, Herr Petion, glaubten Sie denn, Ihre schwarze Perücke werde Sie ganz unkenntlich machen; Sie hätten die weißen Haare, die darunter hervorstechen etwas besser färben sollen. — Unbegreiflich! rief einer der Volontärs aus, Mann, wer bist du, und dürfen wir dir trauen? — Ob Ihr mir trauen dürft! Wenn ich euch verrathen wollte, konnte ich es schon in der Schenke zu Villiers thun, denn ich erkannte euch sogleich. Im übrigen habe ich eben so wenig Lust, als Ihr, in die Hände jener Philister zu fallen. Lebendig we-

nigstens sollen sie mich nicht bekommen. — Top! dann bist du unser Mann! sagte einer der Volontärs. Aber was ist jetzt zu thun? fügte der andere fragend hinzu. — Was zu thun ist? Das sollt Ihr gleich sehen, erwiederte der Fuhrmann, griff hinter sich und zog unter dem Stroh eine Doppelflinte und ein paar Pistolen hervor; dann stieg er ab und sagte gelassen: „So, jetzt marschiren wir vorwärts; wir sind ja drei gegen drei.“ — Mit diesen wollen wir schon fertig werden, wendete einer der Volontärs ein, aber sie werden nach Evreux reiten und Verstärkung holen, und dann wird man uns hetzen wie tolle Hunde. — Nach Evreux! lachte der Fuhrmann aus vollem Halse, das werden Sie wohl bleiben lassen. Von dort wird uns Succurs kommen. — Aber die Ohnehosen sind ja dort Meister. — Ist Alles nichts, ist ein Mährchen, das ich dem Wirth dort in der Schenke aufgebunden habe, damit er mir keine Schwierigkeiten in der Weiterreise mache. — Nun denn, in Gottes Namen! sagte einer der Volontärs entschlossen, wir wollen dir vertrauen. Ja, wir sind diejenigen, für die du uns erkannt hast. Gib uns jetzt auch dei-

nen Namen als Unterpfand des Vertrauens, das wir in dich setzen! — „Meinen Namen, den werdet ihr bald genug erfahren, aber ich wette darauf, er wird euch nicht gefallen. Doch gleichviel, jetzt sind wir in derselben Gefahr und haben die nämlichen Feinde zu bekämpfen. Frisch auf! Ist der Feind geschlagen, so wollen wir sehen, ob unsere Wege ferner zusammen führen.“ Mit diesen Worten trieb er seine Pferde an und schritt gemächlich neben dem Wagen her. Die beiden Volontärs folgten ihm nicht ohne einiges Mißtrauen und gaben sich durch Blicke zu verstehen, daß sie ihn genau im Auge behalten wollten.

Als sie den Fuß der Höhe erreichten, sahen sie bereits die drei Gendarmen, das Gesicht gegen sie gekehrt, oben halten. Sie stiegen langsam den Hügel hinan. „Wie gesagt, sprach der Fuhrmann zu ihnen, von dort oben sehen wir die Thürme von Evreux und dann sind wir geborgen.“ In diesem Augenblicke hörte man in dem rechtsliegenden Dorfe die Trommel rühren. „Ho! Ho! fuhr er ruhig fort, ich glaube gar, sie bieten noch die Nationalgarde gegen uns auf.

— So scheint es, bestätigte einer der Volontärs nicht ohne sichtbare Zeichen der Besorgniß. — Thut auch nichts, sprach der Fuhrmann gelassen weiter; diese Leute übereilen sich nicht und bis sie auf der Höhe ankommen, sind wir mit unsern Gendarmen lange fertig. — Aber sie werden uns nachsetzen. — Nun, unsere Gewehre werden sie schon in gehöriger Entfernung halten; sie laufen nicht so scharf an, wenn die Kugeln um sie pfeifen.

Nach Maasgabe, als sie sich dem Gipfel des Bergs näherten, verkürzten sie ihre Schritte und blickten vorsichtig um sich, ohne jedoch irgend ein Zeichen feindseliger Gesinnungen von sich zu geben. Die Gendarmen hielten gleichfalls ruhig auf ihren Pferden und sahen der Ankunft der drei Bewaffneten mit anscheinender Gelassenheit entgegen. Als sie den Gipfel erreicht hatten, schwang der Fuhrmann, der seine Doppelflinte am Riemen über der Schulter trug, seine Peitsche, um auf die Straße einzulenken. Da spornte einer der Gendarmen sein Pferd und stellte sich queer über den Weg auf; die beiden andern blieben beobachtend halten. „Seyd doch

so gut, Bürger, und macht uns hier ein wenig Platz, rief ihnen der Fuhrmann mit ruhiger Stimme zu, Ihr seht ja, daß wir auf die Straße einlenken wollen.“ — Das sehe ich, versetzte der Reiter, und eben deßwegen halte ich hier, um euch die Pässe abzufordern. — Das ist sehr sonderbar von euch, Freund, erwiederte der Fuhrmann gelassen; Ihr müßt ja wissen, daß man seinen Paß nicht auf der Straße vorzeigt. Kommt mit uns nach Evreux, dort könnt ihr unsere Pässe auf der Municipalität einsehen. — Nach Evreux? Wir werden es wohl bleiben lassen, uns selbst in die Hände der Rebellen zu liefern. — Ach! geht doch, was redet Ihr hier von Rebellen, die Leute von Evreux sind sehr gut gesinnt. — Das mögt Ihr vielleicht glauben, wir aber wissen es besser. Macht daher keine Umstände und kommt mit uns zurück nach jenem Dorfe, wenn Ihr uns hier eure Pässe nicht vorweisen wollt. — Ey! guter Freund, Ihr werdet uns doch nicht zumuthen, auf unsern eigenen Fußtritten umzukehren; Ihr wißt, daß, wer eine Reise macht, immer gerne vorwärts geht, und da unten im Dorfe haben wir nichts verloren. — Das müßt

Ihr euch selbst zuschreiben, warum habt Ihr einen Seitenweg eingeschlagen. Wäret Ihr auf der Straße geblieben, so hättet Ihr im letzten Dorfe eure Pässe vorzeigen können. — Nun, beim Teufel, man wird doch in diesem Lande der Freiheit noch einen nähern Weg machen dürfen, ohne darüber zur Rechenschaft gezogen zu werden, versetzte der Fuhrmann mit absichtlich aufbrausendem Tone. Macht keinen Spaß, Freund, und laßt uns durch, und wenn Ihr Lust habt, so könnt Ihr mit uns nach Evreux reiten und dort unsere Pässe einsehen. — Freund, erwiederte der Gendarm ernst, macht Ihr keinen Spaß und leistet dem Gesetz Folge, sonst könntet Ihr es bereuen. — Guter Mann, entgegnete der Fuhrmann spöttisch, die Reue kommt allemal zu spät, und ich pflege mich immer erst zu besinnen, ehe ich etwas thue. Darum sage ich jetzt zum letztenmal, macht Platz, oder ..... Bei diesen Worten warf er einen Blick auf die beiden Volontärs, welche sich bisher passiv verhalten hatten, nahm sein Gewehr von der Schulter und spannte den Hahn; die Beiden folgten seinem Beispiele. In demselben Augenblicke

zogen die Gendarmen ihre Pistolen aus dem Hulfter. „Ihr habt jetzt die Wahl, Freunde, was Ihr thun wollt, rief ihnen der Fuhrmann kaltblütig zu; eine Minute lasse ich euch Bedenkzeit, dann geben wir Feuer.“ Die Reiter schwiegen unschlüssig und sahen einander an. In diesem Augenblicke hörte man rechts eine Trommel rühren und am Ausgang des Dorfs zeigte sich ein in schnellem Marsch begriffener Haufe, dessen Gewehre in der Sonne glänzten. Dadurch ermuthigt, sagte der Gendarm: „Ihr seht, daß wir Succurs haben, seyd vernünftig und folgt dem Gesetze. — Nehmt lieber Ihr Vernunft an und weicht der Nothwendigkeit, erwiederte der Fuhrmann und deutete auf die Spitze eines starken Haufens, der eben links auf der Höhe eines Hügels heraufzog. — Bestürzt blickten die Gendarmen nach dieser Richtung. „Es sind die guten Leute von Evreux, die da kommen, sagte der Fuhrmann spottend, Ihr werdet wohl daran thun, sie nicht zu erwarten. Glückliche Reise! — Gebt Ihr uns freien Abzug? fragte der Gendarm. — Gerne, wenn Ihr die Pistolen einsteckt. Nochmals glückliche Reise! — Die Gendarmen befolg-

ten den Rath und ritten langsam dem Dorfe zu, von Zeit zu Zeit sich umsehend, ob ihren Gegnern zu trauen sey, und ob sie ihnen nicht eine Kugel nachsenden würden. Diese setzten den Hahn in Ruhe, und der Fuhrmann trieb seine Pferde an. Bald hatten sie den Haufen erreicht, der rasch gegen sie heranzog. Aus der Mitte desselben stürzte ein schlanker Jüngling, warf sich in die Arme des Fuhrmanns und rief jubelnd: „Gottlob, Sie sind in Sicherheit!" Staunend betrachtete ihn Florimond und sank mit dem Ausruf: Adolph! an seine Brust. Heinrich! erwiederte der Jüngling verwundert, auch du hier! — Freilich, so trifft man sich unvermuthet in der Welt, sagte, der Fuhrmann, indem er die Perücke und den falschen Bart abnahm. Graf Ferrand! rief Heinrich überrascht aus. — Ich bin es! erwiederte der Fuhrmann, traut Ihr mir jetzt?

* *
*

Ludwig XVI. erfuhr im Tempel alle jene Beschränkungen der Freiheit, die bei einem Gefangenen von solcher politischen Wichtigkeit, dem so viele Mittel zur Flucht zu Gebote stehen, der bei der Zahl seiner Anhänger selbst auf gewalt-

same Befreiung hoffen konnte, doppelt nöthig sind. Alle Communication von außen war dem hohen Gefangenen und seiner Familie abgeschnitten, und Tag und Nacht wurden sie auf Tritt und Schritt von Mitgliedern des Gemeinderaths bewacht. Nachdem Graf Ferrand wieder auf freiem Fuße war, hatte er für nichts Sinn und Gedanken, als für das Schicksal seines königlichen Gebieters, und sein ganzes Dichten und Trachten war auf die Befreiung des Königs gerichtet. Der Eifer für seinen Monarchen machte ihn schnell zum ausgelernten Schauspieler; er wußte alle ersinnlichen Masken vorzunehmen, und sich bald in alle Rollen zu finden, um unter dieser oder jener Verkleidung in den Tempel zu gelangen. Bei der Vorsicht, womit man den König bewachte, blieben aber alle seine Versuche vergeblich. Da er eines Tages, als Zeitungsausrufer verkleidet, den Tempel umschlich, sah er einen jungen Gemeindebeamten aus demselben kommen, dessen Gesichtszüge ihm bekannt waren. Sinnend stund er eine Weile, gleichsam im Buche seiner Erinnerungen blätternd; dann überflog ein Lächeln der Freude sein Gesicht, und er folgte

schnell dem Gemeindebeamten. Als er in die Hausflur trat, hörte er durch die halbgeöffnete Thüre eine sanfte weibliche Stimme fragen: „Nun, François, da bist du ja zurück, wie geht es denn dieser unglücklichen Familie?“ — Schlimm genug, ich bin immer froh, wenn mein Dienst dort vorüber ist, war die Antwort. — Kannst du ihnen denn nichts erleichtern? — Ich muß die ertheilten Vorschriften buchstäblich befolgen, aber du kannst dir denken, Agathe, daß ich es mit möglichster Schonung thue. — O, thue das doch ja, mein Herzensfreund; der Himmel wird dir dafür lohnen. Es mag wohl wahr seyn, daß sie es mit dem Volke nicht redlich gemeint haben, aber wenn man bedenkt, in welchem Glanze sie bisher gelebt, und jetzt dieses Elend ..... Ach! Es ist doch schrecklich! Wenn es ihnen an irgend etwas fehlen sollte, so könntest du ja von unserm ....— So ist es nicht. An den nöthigen Bedürfnissen fehlt es ihnen nicht, und andere, die nicht in fürstlicher Pracht aufgewachsen sind, würden da wohl Ueberfluß sehen, wo sie vielleicht Mangel finden. Das Härteste ist, daß sie, stets nur gewohnt, Huldigungen zu empfangen,

und immer von den zartesten Rücksichten umgeben, jezt der Brutalität roher Menschen ausgesetzt sind. Eine solche Roheit ist empörend, da sie keinen Zweck hat, als Unglücklichen ihr Unglück noch fühlbarer zu machen. Heute habe ich mich schwer geärgert über diesen erbärmlichen Simon, der in Gegenwart des unglücklichen Ludwig zu dessen Kammerdiener sagte: „Clery, frage Capet, ob er etwas braucht, daß ich nicht gleich wieder heraufkommen muß.“ Man muß sich fast schämen, ein College so elender Menschen zu seyn. — Hast du denn nicht deinen Unwillen über eine solche Behandlung geäußert? — Wohl habe ich, aber was hilft es! Sie treiben es dann nur um so ärger. So haben sie mit großen Buchstaben an die Zimmerthüre des Königs geschrieben: „Die Guillotine ist permanent und erwartet den Kopf des Tirannen Ludwig.“ Du kennst den plumpen Schliesser Rocher; der stellte sich heute mit einer langen Pfeife im Mund unter die Thüre und rauchte absichtlich der Königin und der Prinzessin Elisabeth unter die Nase. Hierüber fieng die Wache ein ausgelassenes Gelächter

an. „Nicht wahr, rief er nun triumphirend aus, ich rauche sie hübsch ordentlich ein. Wir wollen sie schon demüthig machen, sie mögen wollen oder nicht. Dieser Königsstolz will immer noch nicht weichen. Sagte nicht neulich noch das einfältige Weibsbild zu den Commissären: „Warum raucht denn der Rocher immer?" Aber was haben Sie ihr geantwortet! Ordentlich hat sie einer heimgeschickt. „Weil es ihm so gefällig ist," hat er gesagt. — Das ist doch sehr hart, und läßt sich denn nichts thun, ihnen diese bittern Unannehmlichkeiten zu ersparen? — Wie will man diese rohen Menschen ändern! Lange genug haben sie den Druck der Gewalt gefühlt und üben ihn jetzt mit dem nämlichen Uebermuth, da sie die Macht in Händen haben. Selbst die Bessern zeigen nicht jene Zartheit und Schonung, wodurch sich der Mann im Umgang mit der gefallenen Größe selbst ehrt. Manuel, den man für einen Mann von Bildung hält, sprach neulich mit dem König in einem Tone der Familiarität, und selbst der Herablassung, der mir nicht gefiel. „Wie befinden Sie sich, fragte er ihn. Geht Ihnen nichts ab? — Ich begnüge

mich mit dem, was ich habe, antwortete Ludwig mit wahrhaft edler Resignation. — Sie wissen, fuhr Jener fort, ohne Zweifel von den Siegen unserer Heere, von der Einnahme der Stadt Speyer und der Eroberung von Nizza? — Vor einigen Tagen sprach hier ein Herr davon, der ein Abendblatt las. — Wie! haben Sie denn die Zeitungen nicht, die jetzt immer interessanter werden? — Ich erhalte kein Blatt. — Man muß, sagte Manuel zu den Gemeinde-Beamten, auf den König deutend, diesem Herrn alle Zeitungen geben; er soll wissen und erfahren, welche Siege unsere Armeen erfechten. „Hierauf sprach er weiter zu Ludwig:“ Die demokratischen Grundsätze verbreiten sich; das Volk hat das Königthum abgeschafft und die Republick eingeführt. — Ich habe davon gehört und wünsche, daß die Franzosen endlich das Glück finden mögen, das ich ihnen immer verschaffen wollte. — Sie werden auch wissen, daß der Convent alle Ritter-Orden aufgehoben hat. Sie haben demnach alle Ihre Ordenszeichen abzulegen; Sie sind jetzt nur noch einfacher Bürger und können blos als solcher behandelt werden. Im übrigen soll Ihnen nichts

abgeben, was Sie brauchen; Sie dürfen nur sagen, was Ihnen fehlt. — Ich danke Ihnen; ich brauche nichts. — Hierauf wendete sich Manuel zu dem Kammerdiener Clery mit den Worten: „Ihr werdet wohl daran thun, die Ordensbänder und Kreutze dem Convent zuzuschiken! ich muß euch auch sagen, daß die Gefangenschaft Ludwigs XVI. lange dauern kann, und wenn Ihr also nicht bei ihm bleiben wollt, so sagt es lieber gleich? — Er wird doch den unglücklichen Mann nicht verlassen haben? fragte das Weib mit einiger Beklommenheit. — Nein, dieser Clery scheint ein sehr treuer Diener zu sein, erwiederte der Mann. — Ach Gott! dieser Trost ist dem armen König zu gönnen; es gibt so wenig treue Diener, und wenn man im Unglück ist, sind die Freunde selten.....

Ja wohl, ließ sich hier eine tiefe Stimme hören. Die Beiden fuhren bestürzt auf und erblickten unter der offenen Zimmerthüre einen großen Mann in ärmlicher Kleidung, der einen Pack Zeitungen in seiner Hand trug. „Wir brauchen keine Blätter“ rief ihm der Mann entgegen. Ohne sich daran zu kehren, machte Jener die Thüre

zu und sagte mit klangvoller, kräftiger Stimme: „François, kennst du mich?“ — Welche Töne! fuhr dieser auf. Um's Himmelswillen, wer bist du?“ Alsbald nahm der Mann Perüke und falschen Bart ab, und Graf Ferrand stund vor den Beiden. „O, mein edelmüthiger Wohlthäter!“ rief Fançois aus und faßte zärtlich des Grafen Hand, sie an seine Lippen drückend. Siehe, Agathe, fuhr er zu seiner Gattin gewendet fort, diesem edlen Manne danke ich Alles, was ich bin und habe. — O, mein Herr! sagte das Weib mit Innigkeit und faßte des Grafen andere Hand, wie oft schon in der kurzen Zeit, die wir verbunden sind, hat mir mein Mann mit der innigsten Liebe und Dankbarkeit von Ihnen erzählt! — O, möchte doch, fuhr der Mann fort, der Augenblick kommen, wo ich die Schuld meiner Dankbarkeit abtragen kann! — Er ist gekommen, sprach der Graf mit feierlicher Ruhe, und heute kannst du dein Wort lösen. — Gott sey Dank! fuhr François freudig auf, und so wahr ich lebe, Sie sollen keinen Undankbaren an mir finden. — François Lepage! unterbrach ihn der alte Graf mit Nachdruck. Du warst eine arme Waise,

vater- und mutterlos, von aller Welt verlassen. Da nahm ich mich deiner an; ich habe dich groß gezogen, ich habe deinen Geist gebildet, dein Herz veredelt; ich habe dich gehalten wie mein eigen Kind. Ist dem nicht so? — Wehe mir, wenn ich es je vergessen könnte! rief der Mann mit Rührung aus und faßte seines Wohlthäters Hand. — Nicht umsonst rufe ich dir meine Wohlthaten ins Gedächtniß zurück, denn heute ist der Tag, da du mir vergelten kannst. Bist du bereit zu jedem Opfer? — Ich bin's. Mit Gefahr meines eigenen Lebens will ich das Ihrige schützen. — Nicht von mir ist jetzt die Rede. Wer bin ich, um an mich zu denken, so lange mein König gefangen sitzt! — O, Gott, was verlangen Sie von mir? rief François mit schreckenvoller Ahnung. — Mehr als Worte, erwiederte feierlich der alte Graf. Ich war Zeuge eurer Unterredung. Dein edles Herz verabscheut die Grausamkeit, mit der man den gefangenen König behandelt, und hat Achtung vor der gefallenen Größe und Mitleid mit dem Unglück eines einst so mächtigen Monarchen. Oder hätte ich mich geirrt? fügte er hinzu, als François unentschlossen schwieg.

— Nein, bei Gott nicht, versetzte dieser schnell; ich hasse jede rohe Gewalt, und der Hohn, womit man diese unglückliche Familie behandelt, empört mich im Innersten, aber ..... Wohl, unterbrach ihn der Graf; es steht in deiner Macht, zu helfen. Bist du nicht Gemeinde-Beamter? — Ja, in der Section des Tempels. — Hast du nicht Zutritt zu den Gefangenen? — So oft mich die Reihe des Dienstes trifft. — Kannst du nicht dem König heimlich ein Schreiben zustecken? — Das kann ich, aber .... — Kein Aber, wenn du es kannst, so willst du es auch, so mußt du es wollen, wenn noch ein Funke menschlichen Gefühls in deiner Brust lebt. Verspreche mir es, Leben und Tod hängt an deinem Worte. — François erblaßte und schien einen furchtbaren inneren Kampf zu kämpfen. Der Graf sah ihn scharf an, trat auf ihn zu und sagte: Wie! ist das der Mann, der bereit ist zu jedem Opfer, der sein Leben hingeben will, seinen Wohlthäter zu retten! Da richtete sich Jener stolz empor, legte die Hand auf seine Brust und sprach in feierlichem Tone: Das will ich auch, so wahr mir Gott helfen möge in der Stunde meines

Todes! Zehen Leben, wenn ich sie hätte, gäbe ich hin, das Ihrige zu retten! — Nun denn, es steht mehr auf dem Spiele, als mein Leben — das meines Königs. Willst du etwas thun und wagen, ihn zu befreien und zu retten? — Eine lange Pause folgte dieser Frage. Graf Ferrand hielt seine Blicke fest und erwartungsvoll auf François geheftet. Dieser stund schweigend, seine Brust arbeitete gewaltsam und Röthe und Blässe wechselten auf seinen Wangen. Allmählig gewannen seine Züge wieder Ruhe und Festigkeit; sein Entschluß schien fest zu stehen; er erhob das Haupt, trat auf den Grafen zu und sagte in würdevollem Tone: „Graf Ferrand, Sie sind der Schutzengel meiner verwaisten Kindheit, Ihnen danke ich Alles, und ich bin bereit, Alles für Sie hinzugeben. Fordern Sie mein Vermögen, fordern Sie mein Leben; ich setze beide freudig ein, Ihnen nur eine einzige kummervolle Stunde zu ersparen, aber .... Nun! fragte der Graf gespannt .... aber, fuhr Jener ruhig fort, zur Befreiung des gefangenen Königs kann ich und will ich nichts thun. — Ha! Ha! Ha! lachte der Graf bitter auf, das heißt sich wohlfeil los-

kaufen, du solltest Handel treiben mit der Waare der Dankbarkeit, du bist ein guter Mäkler. Für mich willst du Vermögen und Leben einsetzen, der ich nichts von dir fordere, aber für den König, ja für den kannst du und willst du nichts thun. Ja, du bist ein zuverläßiger Mensch, auf dich kann man Häuser bauen; wenn der Graf Ferrand einmal in Noth und Gefahr kommt, dann wird er sich deiner erinnern, und dann wirst du dich bewähren, dann wirst du für Jedermann zu Hülfe und Rettung bereit seyn, nur für den Graf Ferrand nicht, der ihrer eben bedarf. Ha! Ha! Ha! — François erbleichte, Zorn und Wehmuth kämpften miteinander in seinem Gesichte und endlich rief er mit halberstikter Stimme aus: „Ja, wahrlich, Graf Ferrand, Sie machen sich furchtbar bezahlt. Nicht noch einmal möchte ich Ihre Wohlthaten erkaufen für solchen Hohn, den Sie mir bieten. Keines Menschen Zunge dürfte mir dieses sagen, als die meines Wohlthäters, dessen Angesicht mir stets heilig seyn wird, welche harte Worte auch sein Mund gegen mich aussprechen mag. O gewiß, Ihr Herz weiß nichts davon, und nimmer

kann Graf Ferrand glauben, daß François, dessen Innerstes er kennt von Jugend auf, ihm je mit Undank lohnen werde. — Mensch, erwiederte der Graf bitter, ich verlange mehr als Worte. Sprich, wenn ich gefangen säße auf Leben und Tod verklagt, würdest du mich retten? — Ja, mit Gefahr meines eigenen Lebens. — Nun, und wenn ich dir jetzt sage, daß ich dir doppelt und dreifach verpflichtet seyn werde, wenn du, statt meiner, den König rettest, warum willst du es denn nicht thun? — Graf Ferrand, hören Sie mich ruhig an. Sie sind ein Privatmann, Sie können angeklagt seyn auf Leben und Tod, die Pflicht der Dankbarkeit fordert mich auf, Sie zu retten; ich setze mein Leben für Sie ein, ich kann und darf es thun, denn mein Leben ist mein eigen und ich kann es hingeben für einen andern. Es handelt sich hier blos um die Rettung oder den Untergang von zwei Menschen, aber.... Ha! fiel der Graf rasch ein, ich weiß, was du sagen willst.... So hören Sie mich weiter, ... aber ein anderes ist ein gefangener König, indem ich ihn befreie, lasse ich eine Macht los, die den Bürgerkrieg entzünden,

fremde Waffen in das Land rufen, Freiheit und Unabhängikeit des Volkes vernichten kann. Nein, mein edler Wohlthäter, fordern Sie von mir, was Sie wollen, aber mit einer solchen Schuld mein Gewissen zu belasten, das wäre zu schwer für mich. — Dein Gewissen ist sehr zart, versetzte der Graf spottend, und wenn ich dir nun sage, daß ich als Tugend achte, was dir als Schuld erscheint, daß ich es für die Pflicht jedes Franzosen halte, seinen gefangenen König zu befreien — bin ich denn ein gewissenloser Mensch oder kennst du mich nicht als einen Mann von Redlichkeit und Ehre? — Ja, der sind Sie und werden es bleiben, denn Sie handeln hierin nach Grundsätzen und folgen dem Antrieb Ihres Gewissens. Auch ich habe meine Grundsätze, auch ich habe ein Gewissen — lassen Sie mich ihm folgen! — An Sophismen fehlt es keinem, der seiner Pflichten nicht gedenken will. Lebe wohl, du hast eine neue Erfahrung in das Buch meines Lebens eingetragen. Auf wen soll ich mich noch verlassen! sagte der Graf mit unverhehlter Bitterkeit, sah mit einer Art Hohn auf die Beiden und wendete sich zu gehen. — François trat

auf ihn zu, faßte seine Hand und sprach mit edler Offenheit: „Sie scheiden im Groll von dem Waisen, den Ihre Güte groß gezogen, von dem Geschöpf Ihrer Hand. Ein zerrissenes Herz macht oft ungerecht; ich verzeihe Ihnen. Die Schuld meiner Dankbarkeit aber wird nie erlöschen, und wenn Sie je der Hülfe bedürfen, so erinnern Sie sich, daß hier ein Mensch lebt, der Ihnen freudig Blut und Leben weiht. — Der alte Graf wendete ihm schweigend den Rücken und ging zur Thüre. Einen Augenblick blieb er hier unschlüssig stehen, dann kehrte er plötzlich um, ging auf François zu, der seine kummervollen Blicke auf den Scheidenden gerichtet hatte, reichte ihm stumm die Hand und entfernte sich mit schnellen Schritten.

Alle Versuche des Grafen, in das Innere des Tempels zu dringen und mit dem gefangenen König Verbindung anzuknüpfen, blieben vergeblich. Ludwigs Prozeß wurde eingeleitet, und nun faßte der alte Graf den Plan, ihn auf dem Wege nach dem Nationalconvent, wo möglich, mit Gewalt zu befreien. Unermüdet arbeitete er Tag und Nacht an der Ausführung dieses Plans. Viele Freunde des Königs hatten ihm

die Zusicherung ertheilt, daß sie sich am Morgen des 11. Dezembers mit verborgenen Waffen in der Nähe des Tempels einfinden würden. Der alte Graf war voll Hoffnung und entschlossen, Alles zu wagen. Am Morgen des verhängniß-vollen Tages stund er frühe auf, steckte seine Waffen zu sich, schlug einen weiten Mantel über seine Kleidung und trat in Antoniens Zimmer, von ihr Abschied zu nehmen. Adolph d'Orvilliers, der wegen seines Eifers für die Sache des Königs sein Liebling geworden war, begleitete ihn. „Lebe wohl, mein Kind, sprach der alte Graf kummervoll aber fest, indem er seiner Tochter die Hand bot, vielleicht siehst du mich zum letztenmal.“ Antonie blickte schmerzlich gen Himmel und sprach seufzend: „So soll ich denn Alles verlieren und allein stehen in der Welt!“ — Vergesse nicht, erwiederte ihr Vater ihr mit Würde, daß unser Aller Leben dem König gehört. Sterbe ich, so sterbe ich in meiner Pflicht, und das muß dein Trost seyn, sonst bist du Ferrands Tochter nicht. Noch einmal, lebe wohl!“ Nicht ohne Wehmuth blickte der scheidende Vater auf die Tochter, doch ermannte er sich und ver-

ließ mit festen Schritten das Zimmer. Adolph warf einen stillen Blick auf Antonien und wendete sich ihm zu folgen. „Adolph! sprach sie zu ihm mit bewegter Stimme. Der Jüngling blieb stehen und schaute sie düster schweigend an. „Adolph! fuhr die Jungfrau fort und reichte ihm ihre weiße Hand. Wache über das Leben meines Vaters, du wirst dich keiner Undankbaren verpflichten.“ Feurig küßte der Jüngling ihre Hand und rief begeistert aus: „Du weißt, daß mein Leben Antonien geweiht ist. Meine Brust soll der Schild deines Vaters seyn.“

Als der König aus dem Tempel kam, um in den Wagen zu steigen, stunden die Beiden, tief in ihre Mäntel gehüllt, an der Thüre, die aus dem Thurme führt. Eine Wache von 1200 Mann mit Kanonen begleitete den gefangenen Monarchen; dreißig Gemeindebeamte in ihren dreifarbigen Schärpen umgaben den Wagen. Die Nationalgarde, die in der Straße aufgestellt war, hatte das Gewehr beim Fuß. Der alte Graf knirschte bei diesem Anblick und blickte vergebens nach Hülfe umher; die feigen Anhänger der königlichen Sache waren ausgeblieben — und

was vermochten zwei Menschen? Der König schaute mit ruhigen Blicken um sich her, und sein Auge schien auf der hohen Gestalt des Grafen zu verweilen, obwohl dieser dicht in seinen Mantel gewikelt war und sein Gesicht verstellt hatte. Er schauderte zusammen und hüllte sich tiefer ein, um seine Bewegung den Umstehenden zu verbergen. Beide folgten dem Wagen des Königs. In dem Hofe der Feuillants stieg er aus und ging, mit dem Maire und den Gemeindebeamten, in den Saal des Nationalconvents. Die Beiden drängten sich nicht ohne Mühe in den Corridor, wo sie Alles hören konnten. Als der Präsident den König mit den Worten anredete: „Ludwig, die französische Nation klagt Sie an,“ knirschte der alte Graf mit den Zähnen, hielt sich mühsam zurück und murmelte vor sich hin: „Nicht der hundertste Theil der Nation. Ha! fügte er hinzu, bin ich denn feiger, als jenes englische Weib, daß ich diese Worte nicht laut rufe!“ — Adolph blickte ihn bittend an und flüsterte ihm zu: „Wollen Sie sich denn nutzlos opfern?“ Die Umstehenden warfen verdächtige Blicke auf die Beiden, und der junge Mann zog den alten

Grafen schnell in einen andern Theil des Corridors. Als der König in den Tempel zurückgeführt wurde, suchten sie sich an ihn zu drängen, um ihm einen Wink zu geben, oder ein Billet zuzustecken, aber vergebens. Graf Ferrand gerieth in einen Unmuth, der an Verzweiflung grenzte, daß alle seine Bemühungen fruchtlos waren. Nun setzte er alle Vorsicht bei Seite und machte verzweifelte Versuche, in den Tempel zu dringen, er schien des Lebens überdrüssig und alle Vorstellungen seiner Tochter konnten ihn kaum von der Idee einer gewaltsamen Entführung des Königs zurückhalten.

Die Wachsamkeit und Strenge der Regiernng stieg von Tag zu Tag, und der alte Graf konnte sich endlich in seinem Hause nimmer für sicher halten. Antonie machte ihn auf die Gefahr aufmerksam und bat ihn dringend, auf seine Sicherheit zu denken. „Was liegt mir an meinem Leben, erwiederte er bitter, da sie meinen König auf den Richtplatz schleppen!“ — Haben Sie nicht, erwiederte Antonie mit sanftem Vorwurf, Ihren Kindern den Vater zu erhalten? — Und, fügte Adolph d'Orvilliers hin-

zu, vielleicht gelingt es uns wenigstens, Frankreich die Königin und den Dauphin zu retten. — Ihr habt Recht, versetzte der Graf, ich will den Muth nicht verlieren und bis zu dem letzten Odemzuge für die Sache kämpfen, der ich das Leben geweiht habe. — Er nahm Abschied von ihnen. „Und wohin, mein Vater, wo werden Sie eine Zufluchtsstätte finden? fragte ihn Antonie mit bewegter Stimme. — Sorge nicht für mich erwiederte er fest, der Himmel wird mein Leben schützen.

Es war Nacht, als der alte Graf in François Lepage's Haus trat. „Was bedeutet denn dieser Lärm und diese Zurüstungen, hörte er eben, als er sich der Küche näherte, die Frau ihren Gatten fragen? — Sie besetzen die Ausgänge der Straße, erwiederte dieser, denn diesen Abend soll Haussuchung nach Verdächtigen gehalten werden. — Gott sey Dank, daß wir Niemand zu verbergen haben, entgegnete die Frau. — Wohl, sagte dieser nach einer Pause und stieß einen Seufzer aus, aber wenn ich bedenke, in welcher Gefahr vielleicht heute mein edler Wohlthäter, mein zweiter Vater schwebt, da in

der ganzen Stadt gleichzeitig alle Wohnungen durchsucht werden, so wünschte ich, er wäre hier, daß ich sein theueres Haupt schützen könnte. — Ja, fiel die Frau entschlossen ein, gerne wollte ich eure Gefahr theilen, um die Schuld der Dankbarkeit abtragen zu helfen. — Möchte er doch kommen, der edle Mann, fügte François hinzu, und bei uns eine Zufluchtsstätte suchen; er würde finden, daß ich zu jedem Opfer bereit bin.

In diesem Augenblicke hörten sie ein Geräusch an der Treppe und François öffnete die Thüre, die nur angelehnt war. Staunend erblickte er im Dämmerlichte die hohe Gestalt des Grafen, der sich eben anschickte, die Treppe wieder hinabzusteigen. François faßte ihn am Arme und rief ihm mit gedämpfer Stimme zu: „Um Gotteswillen, wohin? Sie sind verloren, die beiden Ausgänge der Straße sind bereits besetzt.“ — So sey es, erwiederte der Graf gelassen, dann bin ich allein verloren und ziehe Niemand mit mir in mein Verderben. Laß mich, was liegt auch an dem Leben eines Unglücklichen! — Da sey Gott für, versetzte François, eher

will ich für Sie oder mit Ihnen sterben. Sie sollen jetzt sehen, daß ich die Wahrheit geredet habe und zu jedem Opfer bereit bin. – Das weiß ich, guter Mensch, ich habe dir in meinem Unmuth Unrecht gethan. Jezt aber laß mich mein Schicksal vollenden und stürze Dich nicht mit mir in das Verderben, denn du bist dein Leben deinem Weibe schuldig. — Mein Herr, fiel die junge Frau ein und stellte sich stolz und aufrecht vor ihn hin; ich liebe meinen Gatten mehr als mich selbst, aber ich würde ihn ewig verachten, wenn er feig genug wäre, seinen Wohlthäter in der Gefahr zu verlassen. — Und ich, fügte François hinzu, wenn Sie dieses Haus verlassen, folge Ihnen auf dem Fuße und theile Ihr Schicksal mit Ihnen. — Ja, sprach der alte Graf mit bewegter Stimme und thränenfeuchten Augen, ja Ihr habt meinen Stolz bezwungen; ihr seyd Menschen und kennt etwas Höheres, als das Leben. Ja, ich vertraue mich euch an, und die Vorsehung wird uns schützen; ich will kämpfen und aushalten bis zum Ende.

An diesem Tage waren gleichzeitige Haussuchungen in allen Sectionen der Hauptstadt an=

geordnet; man besetzte die Ausgänge der Straßen und untersuchte jeden Winkel der Häuser. Ruhig führte François seinen Gast in die wenigen Zimmer, die er bewohnte; auf seinen Wink setzte ihm seine Gattin Erfrischungen vor. „Wir haben, sagte ihr Gatte, noch Zeit zu überlegen, auf welche Weise wir Sie am besten verbergen können. Die Commissäre sind noch am Eingang der Straße und haben mithin mehr als sechzig Häuser vom Keller bis zum Speicher zu durchsuchen, ehe sie hieher kommen; in diesem Hause selbst sind mehr als zwanzig Miethleute, es bleiben uns also noch mehrere Stunden Zeit übrig, auf Mittel der Rettung zu sinnen. — Aber wo, wo? fragte die Frau dringend. — Hier in diesen Zimmern, erwiederte der Mann gelassen, denn weder in den Keller, noch auf den Speicher, könnte unser Gast unbemerkt gelangen, und an beiden Orten würde er nicht sicher seyn. — Also hier, sagte der Graf mit seiner gewohnten Ruhe und blickte in den drei kleinen Zimmern umher, aber, fügte er hinzu, hier sehe ich keine Möglichkeit, mich zu verbergen. — Das betrübte Ehepaar warf ebenfalls rathlose Blicke um sich

und schwieg in trostloser Bestürzung. „Kann ich nicht etwa noch heimlich das Haus verlassen, um wenigstens euch gute Menschen keiner Gefahr auszusetzen,“ fragte der Graf. — Unmöglich, erwiederte ihm François, die Straße ist mit Streifwachen angefüllt, die Jeden in die Häuser zurückweisen. Sie bleiben hier und wir theilen Ihr Schicksal. — Wenn ich hier doch gefangen werde, so ist es besser, ich lasse mich auf der Straße fangen, als daß ich euch in mein Unglück ziehe. — Hier gibt es noch Mittel der Rettung, dort keines. Ich bin Arzt, wie Sie wissen, und kann Sie für einen Fremden ausgeben, den ich in der Kur habe. — Man wird meine Sicherheitskarte verlangen. — Legen Sie sich in das Bett, und stellen Sie sich schlafend; dann werde ich den Commissären begreiflich zu machen suchen, daß es schädlich sey, einen Patienten aufzuwecken. — Werden Sie es glauben? Das ist immer ein gewagtes Mittel.

Inzwischen war die Frau des Hauses durch die Zimmer gegangen, hatte ihre Blicke überall umhergeworfen und mit schneller Besonnenheit alle Mittel der Rettung erwogen. In einem

Alkov stund ein etwa drei Fuß breites Bett, das dessen ganze Länge einnahm; sie rückte es so weit vor, daß zwischen der Mauer und der Matratze so viel Raum blieb, einen Menschen zu fassen; nun nahm sie die Bücherbretter ihres Mannes und legte sie von der Bettlade queer über auf das Gesimse, das an der Mauer in gleicher Höhe hinlief, und bildete auf diese Art einen Versteck, in welchem ein Mann ausgestreckt liegen konnte. Hier legte sich der Graf auf einem ausgebreiteten Teppich nieder; dann legte sie doppelte Matratzen darauf und ordnete die Vorhänge so, daß das Ganze nicht anders, als ein gewöhnliches Bett erschien. Sie betrachtete ihr Werk mit einiger Selbstgefälligkeit und sagte zufrieden: „Wer wird nun errathen, daß hier ein Mensch verborgen ist? Ich wette tausend gegen eines, daß ihn hier Niemand sucht. Jetzt, mein Freund, sprach sie zu ihrem Manne, lege dich ins Bett, und gebe den Commissären kurzen Bescheid, wann sie kommen.“

François kleidete sich aus und legte sich in das Bett. Nun aber senkten sich durch das Gewicht seines Körpers die Matrazen so tief, daß

sie fest auf dem Körper des Verstekten ruhten und ihm die Luft benahmen. Mit Mühe athmend und von der furchtbaren Hitze in dem engen Raume fast erstikt, dauerte der Graf nicht über eine halbe Stunde aus. Er erhob sich im Schweiße gebadet aus seinem engen Raume. In diesem Augenblicke erhob sich ein gewaltiger Lärm im untern Theile des Hauses und auf der Straße; auf der Treppe vernahm man eilige Fußtritte und es wurde heftig an die verschlossene Thüre des Vorplatzes gepocht. „Die Commissäre kommen!“ sagte die Frau und wurde bleich. Der Graf verbarg sich schnell hinter den Vorhängen, um wieder in sein Loch zu kriechen, und François ging im Schlafrock hinaus, um zu öffnen. Es war ein Mitbewohner des Hauses, der laut lachend in das Zimmer folgte. „Nun, was gibt es denn?“ fragte ihn François verwundert. — Die sind schön heimgeschickt, erwiederte er noch immer lachend. — Wer denn? — Die Commissäre. — Haben sie die Haussuchung aufgegeben? — Man hat sie wohl dazu gezwungen. — Und wie denn? — Mit Prügeln. — Wie, die Commissäre hat man geprügelt? — Die

ganze Straße ist hinter ihnen drein und jagt sie zum Teufel. Das ist eine wahre Comödie. Hören Sie nur, wie es zuging. Denken Sie nur, diese Schufte sind nicht einmal Mitglieder des Ausschusses, sondern blos ein paar schlechte Subjekte der Section, welche sich selbst zur Haussuchung erboten haben. Das ist abscheulich. Sie hatten bereits die Hälfte der Straße durchsucht und waren bei unserem Bäcker hier unten im Hause. Nun, Sie kennen ja seine kleine Frau, die hübsche Minette, die liegt im Bette, und die Commissäre unter dem Vorwand .... Nun, Sie verstehen mich schon .... aber die schreit aus vollem Halse, und ihr Mann, der es hört, was geschehen, wie eine Furie auf die Commissäre los, und prügelt sie zum Hause hinaus, und seine Leute und die Nachbarn hinten drein, und bald war die ganze Straße auf den Beinen, und so hat man ihnen mit Prügeln und Steinen das Geleite gegeben, und sie sind gelaufen, als ob ihnen der Teufel auf den Fersen wäre. Ich muß doch noch einmal nachsehen, wie es steht." Mit diesen Worten beurlaubte sich der Mitbe-

wohner des Hauses und man hörte ihn noch auf der Treppe laut auflachen.

Nachdem dieser erste Sturm vorüber war, hatte man Zeit, dem Grafen einen angemessenen Versteck zu bereiten, worin er sich bei annähernder Gefahr bequem und sicher verbergen konnte. Der Tod des Königs machte ihn trübsinnig und er gab sich eine Zeitlang der Hoffnungslosigkeit hin; aber der Aufstand in der Vendée und die Zwistigkeiten des Bergs und der Girondisten erhoben seinen Muth wieder, und er sann auf neue Mittel, der Sache der Monarchie zu dienen. Da er in der Hauptstadt nichts dafür thun konnte, so entschloß er sich in die Provinz zu gehen, und sein Hausherr verschaffte ihm die nöthigen Mittel, unter der Verkleidung eines Fuhrmanns zu entkommen. Adolph d'Orvilliers folgte ihm unter der Maske eines Fuhrknechts; sie waren mit Pässen unter falschem Namen versehen. Antonie blieb zurück, in der Hoffnung, durch ihre tiefe Verborgenheit und das zurückgezogenste Leben vor der Verfolgung gesichert zu seyn. Von Mantes aus schickte der alte Graf

den jungen d'Orvilliers in Begleitung eines vertrauten Boten, der alle Seitenwege kannte, nach Evreux voraus, um daselbst über den Stand der Dinge Erkundigungen einzuziehen und ihn in der Nähe dieser Stadt zu erwarten. Adolph war ihm nun mit einer bewaffneten Schaar entgegengegangen, um ihm nöthigenfalls Hülfe zu leisten, wenn er von den äussersten Posten der Republikaner, welche gegen die insurgirten Departements aufgestellt waren, angehalten werden sollte.

* * *

Die Departements der vormaligen Normandie und Bretagne waren im allgemeinen empört über die Tirannei, welche die im Convent siegreiche Parthei des Bergs übte. Sie organisirten ihre bewaffnete Macht, schickten Commissäre nach Caen und machten diese Stadt zum Mittelpunkt ihrer Operationen. Es herrschte aber keine Einigkeit unter den Gegnern des Bergs; sie bestunden theils aus Girondisten, d. h. gemäßigten Republikanern, theils aus offenen Royalisten, welche die Wiederherstellung des alten Königsthums zur Absicht hatten. Der General Wimpfen,

welcher die Truppenmacht der conföderirten Departements befehligte, war ein heimlicher Royalist, er wußte aber durch seine liebenswürdige Persönlichkeit die meisten derjenigen Häupter der Girondisten, welche sich hieher geflüchtet hatten, zu täuschen und an sich zu fesseln. Uneinigkeit und Mangel an Energie stürzten die Parthei der Girondisten. Wimpfen zog absichtlich die Operationen in die Länge, um zuletzt durch den Drang der Umstände die Coryphäen der Gironde zu nöthigen, sich der royalistischen Parthei und den Engländern, welche er zu Hilfe zu rufen gedachte, in die Arme zu werfen. Um sich doch den Anschein von Thätigkeit zu geben, organisirte er zu Caen eine Truppenmacht und schickte 2000 Mann unter dem Marquis Puisaye, der ein erklärter Royalist war, nach Evreux. Das öffentliche Gerücht vergrößerte diese Truppenzahl so sehr, daß man sie in Paris für 30,000 Mann stark ausgab. Bereits faßten die Anhänger der Gironde in der Hauptstadt neuen Muth und sprachen öffentlich vom Sturze des Bergs. Mehrere Sectionen schickten Commissäre nach Evreux, um sich mit den insurgirten Departements in Ein=

verständniß zu setzen. Es schien nur an Einheit der Handlung und kräftigem Auftreten zu fehlen, um der Gironde den Sieg zu verschaffen. In dieser Krisis schickte der Berg ein kleines Corps nach Vernon, um den Waffen der Gironde die Spitze zu bieten. Puisaye marschirte gegen diese Stadt, um den Feind daraus zu vertreiben, wurde aber bei Nacht, da er sich ohne Vorsicht gelagert hatte, überumpelt und total geschlagen. Dieß war es eben, was Wimpfen wollte, um die Girondisten zu nöthigen, sich ganz in seine Arme zu werfen. Jetzt legte er völlig die Maske ab, erklärte sich offen für das Königthum und schlug den geächteten Deputirten vor, die Engländer zu Hilfe zu rufen. Diese wiesen den Antrag mit Verachtung zurück, und da die Armee desorganisirt war und die Civilbehörden die Herrschaft des Bergs allmählig anerkannten, so blieb ihnen nichts übrig, als sich der Rache ihrer Verfolger durch die Flucht zu entziehen.

Graf Ferrand hatte sich vergebens bemüht, die Partheien zu vereinigen und zur offenen Anerkennung des Königthums zu vermögen. Da er auch hier die Sache der Monarchie verloren

sah, so faßte er den Entschluß, in die Vendée zu gehen und ihr dort seine Kräfte zu weihen. Am Abend vor seiner Abreise trat er unvermuthet in Petions Zimmer, bei dem sich eben Heinrich Florimond befand. »Herr Petion, sagte er mit seiner gewohnten Offenheit zu ihm, ich hatte mich in Ihnen getäuscht; ich habe Sie näher kennen lernen, und halte Sie jetzt für einen rechtlichen Mann. Aber gestehen Sie, daß auch Sie sich in der Zeit und in den Menschen geirrt haben. Sie sehen nun, wohin die Auflösung der alten Ordnung der Dinge geführt hat. Die Republik mag in der Theorie die beste Regierungsform seyn, aber sie taugt nicht für ein verdorbenes und sittenloses Volk. Statt der Freiheit herrscht der Despotismus der Anarchie, der Staat geht seiner Auflösung entgegen, und dieses schöne Frankreich steht am Rande des Verderbens. Sie sind ein ehrlicher Mann, Sie sehen ein, daß Sie gefehlt haben; werfen Sie sich jetzt dem Königthum in die Arme, und wir wollen gemeinschaftlich für die Wiederherstellung der Monarchie arbeiten. Die Vendée ist im Aufstand, der Süden unter den Waffen; nur unsere

unselige Uneinigkeit gibt den Männern des Bergs eine künstliche Kraft, welche sie in Wahrheit nicht haben, denn die Mehrheit der Nation steht nur mit Widerwillen unter der Herrschaft einer zügellosen Minderheit. Fassen Sie einen Ihrer würdigen Entschuß, und alle die Fehler, welche Sie in guter Meinung begangen haben, können wieder gut gemacht werden.“ — Graf Ferrand, erwiederte Petion ohne Zögern, ich achte Sie als einen Mann von Ehre und Redlichkeit, und wenn alle Anhänger des Königthums Ihnen glichen, oder wenn auch nur der König solchen Männern sein Ohr geliehen hätte, so würde heute der Thron noch stehen. Man nennt uns Republikaner, aber glauben Sie mir, meine Freunde und ich wollten nur gesetzliche Freiheit, unter welchem Namen sie auch bestehen mochte. Wir wären aufrichtige Anhänger der Constitution; wäre der Hof eben so aufrichtig gewesen, so würde ohne Erschütterung des Reichs das constitutionelle Königthum auf Jahrhunderte gegründet worden seyn. Wer hat den Thron gestürzt? Nicht wir, sondern die Schwachheit und Zweideutigkeit des Königs selbst, der, statt den wohl-

meinenden Rath redlicher Männer zu hören, den Einflüsteruugen eines verdorbenen Hofs sein Ohr lieh, der, statt die beschworne Verfassung redlich zu halten, sie durch alle möglichen Mittel heimlich zu untergraben suchte, der, statt Frankreichs Freiheit und Unabhängigkeit an der Spitze seines Volkes zu vertheidigen, die Waffen der Fremden in das Land rief, sie zu unterdrücken und zu vernichten. Was wäre wohl das Loos der Freunde der Freiheit gewesen, wenn die Waffen des Königs am 10. August gesiegt hätten, wenn die Heere der Coalition in die Hauptstadt gekommen wären? Sprechen Sie frei und aufrichtig. Glauben Sie, daß man den Rath edler und vernünftiger Royalisten gehört, den Schleier der Vergessenheit über das Vergangene geworfen und das Volk durch billige Concessionen befriedigt hätte? Nein, das glauben Sie nicht, und können es nicht glauben, weil Sie den König und den Hof kennen. Was blieb uns also übrig? Wollten wir die Freiheit retten, so mußten wir den Thron stürzen. Darum, und aus keinem andern Grunde, wurden wir Republikaner. Ja, es ist wahr, die Freiheit ist in Zügellosigkeit ausgeartet und Ströme

unschuldigen Bluts sind geflossen, aber wir waschen unsere Hände in Unschuld, und möge dieses Blut auf die Häupter derjenigen zurückfallen, die uns gezwungen haben, zu den äussersten Mitteln zu greifen. Ja, wir haben unser Alles eingesetzt für die Freiheit unseres Landes, und dürfen ihre Früchte nicht pflücken, und ich stehe hier vor Ihnen ein Geächteter, über dessen Haupt das Beil des Henkers gehoben ist, aber hätte mir auch ein Gott mein Schicksal voraus verkündet, doch würde ich die nämliche Bahn verfolgt haben, denn die Freiheit wird bestehen, wenn auch ich untergehe. — Wohl, versetzte der Graf, wir sind Beide Geächtete, und das gemeinschaftliche Unglück kann uns vereinigen. Theilen wir auch nicht die nämlichen Grundsätze, so lieben wir doch beide unser Vaterland. Ich kenne die Irrthümer und Fehler, die das Königthum begangen hat; Sie sehen jetzt ein, wohin eine zu weit getriebene und zu hoch gespannte Freiheit führt. Lassen Sie uns unsere Erfahrungen benützen und in einem Mittelwege zusammentreffen. Das Haupt eines unglücklichen, irregeleiteten Königs ist gefallen, aber sein Sohn lebt,

ein unschuldiges Kind, noch für alle Eindrücke des Guten und Edlen empfänglich. Die Erziehung kann ihn zum vollkommenen constitutionellen König bilden. Die Vendée hat sich für das reine Königthum erhoben, ein großer Theil Frankreichs für die gemäßigten Grundsätze der Republik. Beide können sich in dem constitutionellen Königthum vereinen. Beide vereint werden die blutgierige Rotte der Anarchisten stürzen. Es wird ein heilbringender Bund seyn, der unserem Vaterlande Freiheit und Frieden, Ruhe und Ordnung wieder gibt. — Ihre Worte lauten schön, entgegnete Petion, und ich halte auch Ihre Absichten für aufrichtig, aber mein Glaube steht fest, und ich habe die Ueberzeugung erlangt, daß die Freiheit mit dem Königthum unmöglich ist. Mein Loos ist gefallen, ich stehe zwischen der Anarchie und dem Despotismus mitten inne, ein Verfechter gesetzlicher Freiheit — ich will mein Schicksal vollenden. — Ich sehe, sprach der Graf nach einigem Sinnen, daß unsere Wege nicht zusammenführen, so gehe denn Jeder als Ehrenmann den seinen; wo wir auch im Leben wieder zusammentreffen, und wäre es mit

dem Schwerte in der Hand, ich werde Sie als Gegner, nie als Feind betrachten. — Wir gehen beide einem ungewissen Schicksal entgegen, aber mag es enden, wie es will, das Bewußtseyn der Tugend kann uns Niemand rauben, erwiederte Petion ernst und reichte ihm die Hand zum Abschied.

Die geächteten Deputirten beschloßen Caen zu verlassen und in der Bretagne eine Zuflucht zu suchen. Heinrich Florimond wurde mit dreißig wohlbewaffneten Leuten vorausgeschickt, die Mittel zu ihrer Aufnahme zu bereiten. Sie verschafften sich überall Führer, welche des Landes kundig waren, schlugen meist Seitenwege ein, umgingen die Städte und größere Orte und übernachteten stets in kleinen Dörfern. So marschirten sie mehrere Tage und gelangten glücklich und unaufgehalten bis in die Nähe von Moncontour. Die Nacht war eingebrochen, die Wanderer ermüdet, und so beschlossen sie in einem schlechten Dorfe die Nacht zuzubringen und am nächsten Morgen vor Tagesanbruch die Stadt zu umgehen. Nach einem einfachen Nachtmahle hatten sie sich ermüdet in einer großen Scheune auf

Stroh ausgestrekt und schliefen einen erquickenden Schlummer; eine einzige Schildwache war innerhalb des Thors zu ihrer Sicherheit aufgestellt. Mitternacht war vorüber, da ließ sich plötzlich eine rauhe Stimme hören: „Im Namen des Gesetzes, öffnet!“ Die Schildwache schwieg und stieß die Schläfer leise an; diese erhoben sich und griffen zu ihren Gewehren. Alles war still. Da wiederholte die Stimme von aussen stärker und drohender: „Im Namen des Gesetzes, öffnet!“ Jetzt ertönte es von innen: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ Rasch fuhren beide Flügelthore auf, und die Gegner stunden sich im Gesichte: von aussen ein Gemeindebeamter mit der dreifarbigen Schärpe, hinter ihm ein halbes Hundert Nationalgardisten und etliche Gendarmen zu Pferd, vom Scheine der Fackeln beleuchtet; innen eine dunkle Gruppe Bewaffneter, die ganze Breite des Einganges einnehmend und nür durch ein sparsames und ungewisses Licht der von aussen flammenden Fackeln erhellt. Tiefe Stille. Man schien sich gegenseitig zu zählen, Bewaffnung, Haltung und Entschlossenheit des einen und des andern Theils abzuwägen, ehe

man die Entscheidung den Waffen anheimstellte. Endlich fragte der Gemeindebeamte mit ziemlich unsicherer Stimme: „Was machten Sie in dieser Scheune da?“ — Wir schliefen, antwortete Heinrich Florimond in zuversichtlichem Tone und legte seine Faust fester an den Lauf seines Gewehrs. — Warum in einer Scheune? — Wir wären lieber in Ihrem Bette gelegen, erwiederte scherzend einer aus der Reihe. — Wer sind Sie, Freund Spaßmacher? fragte der Gemeindebeamte, einen barschen Ton annehmend, der aber etwas gezwungen lautete. — Wer wird es seyn, nahm ein Anderer das Wort, ein Freiwilliger, der in seine Heimath zurückkehrt, wie wir alle. — Ja, fiel ein Dritter ein, und der lieber noch länger geschlafen hätte, und es euch mit dem Teufel dankt, daß ihr ihn so frühe geweckt habt. — Ihr, Soldaten! sagte ein Offizier der Nationalgarde, der an die Seite des Gemeindebeamten getreten war, in wegwerfendem Tone, das wollen wir doch sehen! — Das werden wir euch zeigen, versetzte Florimond mit Ruhe, und vielleicht zu eurem Schaden; es kommt auf eine Probe an. — So zeigt uns eure Papiere vor, fiel der

Gemeindebeamte in einem begütigendem Ton ein. — Aussen auf dem Platze, wenn es Ihnen gefällig ist, Bürger, entgegnete Heinrich. — Ja, ja, nicht in dieser Scheune, riefen mehrere Stimmen zumal. — Von welchem Bataillon der Volontärs sind Sie? — Von Finistère. — Gut, zeigen Sie Ihre Marschroute. — Sogleich, machen Sie nur Platz, daß meine Leute aufmarschiren können. — Der Gemeindebeamte zögerte, und die Nationalgarde rückte dem Eingang etwas näher. — Platz, Bürger! wiederholte Florimond. Niemand rührte sich. Da wendete er sich gegen seine Leute, trat auf ihren rechten Flügel und rief mit donnernder Stimme: „Vorwärts, Finistère!“ — Im Augenblicke fällten sich die Bajonette, und mit gleichem Fußtritt rückten die Eingeschlossenen vor. Der Gemeindebeamte trat schnell auf die Seite, und die Reihen der Nationalgarde öffneten sich. Aussen marschirten sie in zwei Gliedern auf, und auf das Commandowort ihrers Führers rasselten die Gewehre zumal auf den Boden nieder.

Die Nationalgardisten blieben in angemessener Entfernung und betrachteten beim Scheine

der Fackeln ihre Gegner, die in fester Haltung da stunden, und deren Jeder, ausser Flinte und Säbel, noch ein paar Pistolen im Gürtel führte. „Sie sind bis an die Zähne bewaffnet,“ flüsterten die Nationalgardisten einander zu. — Hm! sagte einer halblaut, ich wüßte nicht, warum wir uns mit diesen Leuten da herumbeißen sollten. — Sie scheinen mir gute Patrioten zu seyn, fiel ein Dritter ein. — Und, fuhr ein Vierter fort, es ist doch kein Spaß um nichts und wieder nichts Bürgerblut zu vergießen.

Der Gemeindebeamte trat verlegen etwas näher, räusperte sich und fragte: Warum seyd Ihr denn so stark bewaffnet, Bürger? — Hm! erwiederte F l o r i m o n d, wir wissen, daß die Wege nicht sicher sind, und überhaupt wollen wir gegen jeden Angriff gefaßt seyn. — Ja, woher er auch komme, fügte der Flügelmann, der sich durch hohe Statur uud collosalen Körperbau auszeichnete, mit rauher Stimme hinzu, und seine Kameraden stießen zum Zeichen ihrer Zustimmung ihre Gewehrkolben auf dem Boden auf. — Nun, nun, sagte der Gemeindebeamte besänftigend, es ist ja nur von euren Pässen die

Rede, und Niemand hat feindselige Absichten gegen euch, denn wir zweifeln nicht, daß ihr brave Patrioten seyd. — Was das betrifft, erwiederte Heinrich Florimond, unsere Marschrouten sind in Ordnung. Zugleich reichte er dem Gemeindebeamten die seinige hin. Nachdem dieser sämtliche Marschrouten durchgegangen hatte, sagte er mit einer Art Befremdung: Hm! alle von Caen datirt! — Natürlich, versetzte Einer lachend, weil sie alle dort ausgestellt sind. — Und alle, fuhr der Gemeindebeamte bekrittelnd fort, von der nämlichen Hand unterzeichnet! — Freilich, versetzte ein Zweiter, denn der Offizier, der sie ausgestellt hat, führt nicht zweierlei Handschriften.

Eine Pause trat ein. Der Gemeinderath ging an der Fronte auf und ab, beobachtete die entschlossene Haltung der Gegner, musterte dann mit zweifelhaften Blicken seine eigenen Leute und sagte endlich in verlegenem Tone: „Ja! Ja! Was wollt Ihr jetzt thun, Bürger? Ich rathe euch, daß Ihr euch in Gottes Namen wieder zur Ruhe legt!“ Der Fallstrick war etwas plump. Heinrich Florimond erwiederte lächelnd:

„Weil wir jetzt doch schon auf den Beinen sind, so wollen wir unsern Marsch fortsetzen.“ Der Gemeindebeamte hustete, zog einige Offiziere der Nationalgarde auf die Seite, besprach sich leise mit ihnen, kam dann wieder und sagte, indem er sich ein entschlossenes Ansehen gab: In jedem Falle, Bürger, müßt Ihr uns in die Stadt begleiten, um dort eure Pässe visiren zu lassen.“ Zu gleicher Zeit ordnete ein Offizier mit lauter Stimme den Marsch an: zwei Gendarmen und zehn Nationalgardisten zur Avantgarde, in die Mitte die Volontärs von Finistère, als Nachhut vierzig Nationalgardisten und vier Gendarmen.

Bei diesen drohenden Anordnungen rief Heinrich Florimond mit starker Stimme: Finistère sind eure Gewehre geladen? — Ja! ertönte es in tiefem Baß. — Garde à Vous! fuhr der Führer donnernd fort. In den Reihen der Gegner ließ sich ein Gemurmel der Furcht vernehmen; der Gemeindebeamte lief eilends herbei und fragte mit stammelnder Zunge: „Nun Bürger, was ist das? Ihr werdet doch keinen Widerstand leisten wollen? — Allerdings, versetzte der Anführer gelassen, gegen jede ungerechte

Gewalt. Sind wir frei oder nicht? — Davon ist ja keine Rede. Wollten wir euch als Gefangene behandeln, so würden wir euch die Waffen abnehmen. — Bei diesen Worten lief ein heftiges Murren durch die Reihen der Flüchtlinge und man hörte durcheinander die Worte: „Nehmt sie, wenn ihr es wagt! Die Waffen! Nur mit dem Leben! Uns entwaffnen! Dazu seyd ihr noch lange nicht genug, so viele ihr auch seyd!“ — Aber, Bürger, fuhr der Gemeindebeamte begütigend fort, ihr werdet euch doch nicht weigern, mit uns in den Distriktsort zu gehen? — Nein, erwiederte der Anführer, denn unser Weg führt dahin; aber glaubt uns, wir werden auf unserer Hut seyn. — Traut ihr uns denn böse Absichten zu? — Ihr trefft feindselige Anordnungen. Können wir wissen, wer ihr seyd und was ihr im Schilde führt? — Ihr werdet in der Stadt erfahren, wer wir sind. — Wohl denn, vorwärts!

Der Marsch begann, die Flüchtlinge marschirten geschlossen und mit Vorsicht, indem sie sich Rücken und Seiten frei hielten. Im Falle eines Angriffs waren sie entschlossen, sich mit den

Waffen in der Hand Bahn zu brechen. Während des Marschs stahlen sich mehrere Nationalgardisten in ihre Reihen, die einen, um sie auszuforschen, die andern, ihnen ihre Theilnahme zu bezeugen. — Haben Sie Charlotte Corday zu Caen gesehen? fragte einer Heinrich Florimond. — Nein, sie war schon abgereist, erwiederte dieser, als ich dahin kam. — Das war ein schändlicher Meuchelmord! fuhr Jener fort. — Und kaum der Mühe werth, einen Marat zu erdolchen! versetzte Florimond verachtend. Andere klopften diesen oder jenen der Flüchtlinge vertraulich auf die Schulter und flüsterten ihm zu: Bravo! Bravo! Wir sind Brüder und theilen eure Gesinnungen. Man hatte uns gesagt, ihr seyd eidscheue Priester. Nur ruhig und entschlossen; ihr werdet Freunde finden.

In der Stadt herrschte tiefe Stille; nur in wenigen Häusern sah man Licht. Die Nationalgardisten und Gendarmen marschirten vor dem Gemeindehaus auf, und die Flüchtlinge wurden aufgefordert, die Treppe hinaufzusteigen, um ihre Papiere visiren zu lassen. „Hm! sagte Heinrich Florimond und winkte seinen

Gefährten bedeutsam zu, das kann Einer für Alle versehen; gebt mir Eure Papiere, Kameraden!“ Nachdem er alle gesammelt hatte, setzte er sich in Bewegung, die Treppe hinaufzusteigen. „Halt! rief ihm der Flügelmann nach, ich begleite dich; zwei sind immer besser als einer; wir wollen doch sehen, was sie da oben machen.« Die kleine Truppe stellte sich am Eingang des Gemeindehauses auf und postirte eine Schildwache, mit aufgepflanztem Bajonette, an die Treppe. Ein Gendarm wollte hinaufsteigen, die Wache hielt ihm mit einem trockenen: „Wird nicht passirt!“ das Gewehr vor. — Warum nicht? fragte der Gendarm trotzig. — Weil meine Ordre so lautet, war die Antwort. — Nun, beim Teufel! rief der Gendarm erboßt aus und wendete sich zu seinen Kameraden, sind wir denn in unserem eigenen Hause nimmer Meister? — In den Reihen der Nationalgarde erhob sich Tumult und Murren; die Gendarmen tummelten ihre Rosse. Da commandirte eine donnernde Stimme aus den Reihen der Flüchtlinge: Auf S'Gwehr! Im Nu waren die Gewehre geschultert. Der Tumult und das Geschrei der Gegner dauerte fort.

„Sollen wir uns in unserer Heimath von Fremden Gesetze vorschreiben lassen!“ riefen einige; „Auf greift sie!“ fügten andere hinzu. „Ruhe, Stille! Laßt sie doch! Es sind gute Patrioten:“ warnten mehrere Stimmen. „Nein, nein! Es sind Verräther! Es sind Royalisten!« hörte man andere rufen. Die Gendarmen, den blosen Säbel in der Hand, tummelten ihre Rosse immer näher; ein Theil der Nationalgardisten drängte sich an die in Ordnung aufgestellten Flüchtlinge heran. Da commandirte dieselbe ruhige, aber kräftige Stimme: F i n i s t è r e, Habt Acht! Der Tumult der Gegner dauerte fort. „Fertig!“ donnerte jetzt die Stimme des Anführers und alle Hahne knackten. Jetzt legte sich der Tumult und es trat eine augenblickliche Stille ein. Diese benützend, rief der Anführer der Flüchtlinge mit lauter Stimme: „Wer sich unserer Linie auf zehn Schritte nähert, wird niedergeschossen.“ Diesen Worten folgte eine tiefe Stille, die in ein erst dumpfes und dann allmählig immer heftigeres Murren überging. „Ho! Ho! riefen einzelne herausfordernde S timmen, das wollen wir doch sehen! da sind wir auch dabei! Glaubt ihr denn,

wir fürchten euch!“ Drohend schlugen viele Nationalgardisten an ihre Gewehre, daß sie laut klirrten. Die Gendarmen tummelten ihre Rosse; einer von ihnen sprengte das seinige auf die Reihen der Flüchtlinge an. „Laurent dort auf dem linken Flügel, rief der Anführer einem seiner Kameraden zu, nimm den Gendarmen, er hat die Linie überschritten!“ Sogleich hörte man das Gewehr in die flache Hand fallen, der Schuß fiel, der Gendarm wankte und stürzte, sein lediges Pferd lief schnaubend durch die bestürzte Menge, in der sich ein Gemurmel erhob, das zwischen Zorn und Furcht die Mitte hielt. „Erste Abtheilung, schlagt an!“ commandirte der Anführer. Jetzt öffnete sich der Klumpen der Gegner, der bisher tumultuarisch hin und hergewogt hatte, und zog sich scheu aus der Schußlinie zurück.

Inzwischen war Heinrich Florimond in den Saal des Gemeindehauses hinaufgestiegen, wo er den Maire und einige Mitglieder des Gemeinderaths versammelt fand. Er warf seine Blicke rings umher, das Lokal untersuchend, und sagte dann ruhig zu seinem Gefährten:

„Guy=le=Geant, halte die Thüre besetzt!« Dieser pflanzte seine hohe, breitschultrige Gestalt vor den Eingang, ließ das Gewehr nachläßig in den linken Arm fallen und berührte, gleichsam spielend, mit seiner schwerfälligen Faust den Schaft einer seiner Pistolen. „Bürger, sagte der Maire mit einer Mischung von Befremden und Aengstlichkeit, Sie haben hier nichts zu fürchten.“ — „Auch fürchte ich nichts, erwiederte Florimond gelassen, aber der Dienst will es so.“ Mit diesen Worten trat er unbefangen an den Tisch und legte seine Papiere auf denselben. Der Maire öffnete eines nach dem andern und gab sie dann in der Reihe herum seinen Collegen. Nachdem sie sämtlich durchgesehen waren, räusperte sich der Maire, schüttelte einigemal bedenklich den Kopf und schien sich zu einem Verhöre vorzubereiten. Endlich fragte er mit etwas stokender Stimme: „Sie kommen von Caen, Bürger? — Wie Sie sehen, sind die Papiere von dort ausgestellt, war die trockene Antwort. — Diese Stadt befindet sich im Aufruhr! — Deßwegen haben wir sie verlassen, um in unsere Heimath zurückzukehren. — Haben Sie dort die geächteten

Deputirten gesehen? — Ja, wenigstens einige derselben. — Haben Sie Verkehr mit denselben gehabt. — Gesprochen habe ich sie, wenn Sie das Verkehr nennen. — Hm! Hm! Haben Sie die verruchte Charlotte Corday gesehen? — Nein! — Warum haben Sie Ihre Pässe auf dem ganzen Wege nirgends visiren lassen? — Es hat sie Niemand zu sehen verlangt. — Das ist mir doch auffallend, da Sie durch mehrere Districtsorte passiren mußten. Haben Sie denn Ihre Papiere nirgends vorgelegt? — Nein, wenn man es verlangt hätte, so würde ich es gethan haben. — Hm! Hm! Sie werden selbst einsehen, daß wir Ihnen sonach ihre Papiere hier auch nicht visiren können. — Wir verlangen es nicht, wenn Sie es nicht freiwillig thun. — Ja, Ja, aber, aber .... Hier sah der Maire seine Collegen bedeutsam an; diese schwiegen verlegen. Hm! Hm! fuhr er mit stockender Stimme fort, Sie sehen selbst ein, daß Sie verdächtig sind, und daß unsere Pflicht ..... Was? fuhr Heinrich Florimond auf und fixirte die Gemeinderäthe nach der Reihe.... Daß unsere Pflicht, sagte der Maire weiter und hob seinen Arm, um nach

der Glocke zu greifen.... Wenn ich Sie recht verstehe, rief Heinrich Florimond aus und legte die Hand auf eine seiner Pistolen, so wollen Sie uns anhalten lassen. — Unsere Pflicht, stotterte der Maire, dem diese Pantomime nicht entgangen war ..... „Und unsere Pflicht, fiel Jener rasch ein, schreibt uns vor, unsern Weg in Güte oder mit Gewalt fortzusetzen. Wählen Sie nun, wir sind entschlossen. Guy-le-Geant! fügte er nachdrücklich hinzu. Dieser trat an den Tisch, raffte kaltblütig die Papiere zusammen und steckte sie in die Tasche. „Leben Sie wohl, Bürger!“ sagte Florimond gelassen und wendete dem Gemeinderath den Rücken, um zu gehen. In diesem Augenblick ertönte die Glocke, die der Maire hastig ergriffen hatte. Die Thür öffnete sich und unter derselben zeigten sich ein duzend Bewaffnete. „Was ist das? Verrath!« rief Florimond aus. „Sie sehen, erwiederte der Maire, indem er eine Amtsmiene annahm, daß wir im Stande sind, dem Gesetze Kraft zu geben. „Force à la loi! rief in demselben Moment der Anführer der Bewaffneten, und seine Schaar antwortete ihm durch ein Klirren der

Gewehre. Guy-le-Geant, wegen seiner Riesengestalt so benannt, sah mit verachtungsvollem Lächeln auf diese Scene, und kein Zug seines eisernen Gesichts veränderte sich. Cest donc comme cela! brummte er vor sich hin., trat ruhig an das Fenster, öffnete es gemächlich und rief mit seiner Donnerstimme hinab: „Finistère, sechs Mann zu Hilfe!“ Dann warf er sein Gewehr am Riemen über den Rücken, trat an die Tafel, faßte den Maire mit der linken Hand an der Brust, trug ihn mit ausgestrecktem Arm schwebend vor sich her, zog mit der rechten eine Pistole aus dem Gürtel und schritt ruhig auf die bewaffnete Schaar zu, welche die Thür besetzt hielt. Dieser rasche und unerwartete Auftritt hatte Alle in Bestürzung gesetzt. Guy-le-Geant wendete sich gelassen zu Florimond und sagte: „Kamerad, decke meinen Rücken!“ Dann trat er, immer den Maire schwebend vor sich hin haltend, auf die Wache zu und rief mit seiner Stentorstimme: „Oeffnet die Reihen!“ Bestürzt sahen sie sich unter einander an und zauderten. „Oeffnet die Reihen!“ wiederholte Guy-le-Geant und spannte den Hahn

seiner Pistole. In demselben Augenblicke hörte man rasche Fußtritte auf der Treppe. A moi, Finistere!“ rief er jetzt gewaltig aus, und auf den letzten Stufen zeigten sich schon die Spitzen der Bajonette, die ihm zu Hülfe eilten. Da öffneten sich scheu die Reihen der Gegner, und sie giengen ungefährdet mitten durch sie hin.

Als sie auf den Platz kamen, war eben der Tumult auf das Höchste gestiegen. Der Anblick des sterbenden Gendarmen, den man mit dem Rücken an eine Mauer gelehnt hatte, und der, aus tiefer Brust mühsam athmend, die letzten Reste eines schwindenden Lebens ausstieß, hatte seine Kameraden mit Wuth erfüllt, und sie munterten die bewaffneten Bürger zur blutigen Wiedervergeltung auf. Ueberall wildes Geschrei, lautes Toben, Waffengeklirr. Seltsam contrastirte mit diesem verwirrten Treiben die ruhige Haltung der Geächteten. Fest wie ein Fels, den die tobenden Wellen umspülen, stund die kleine Schaar in der Mitte der bewegten Menge, des Angriffs gewärtig und zum Aeussersten entschlossen. Ihr Leben war dem Gesetze verfallen, und die Gewißheit des Todes, wenn sie nicht obsiegten, gab

ihnen jenen Muth der Verzweiflung, der selbst aus Feigen Helden macht. In diesem Augenblicke der Entscheidung trat Guy-le-Geant auf den Kampfplatz, in der rechten Hand eine gespannte Pistole, mit der linken Faust den todtblassen Maire halb schwebend vor sich her führend, wie der Stoßvogel eine wehrlose Taube in seinen Krallen hält. Bei diesem Anblick legte sich der Lärm, und ein Gemurmel der Unschlüssigkeit lief durch die Reihen der Gegner. Diese benützend, ließ Heinrich Florimond sogleich mit dem Bayonet vorrücken, und die verwirrte Menge öffnete sich vor der geschlossenen Schaar, die in ihrer Mitte den Maire als Gefangenen mit sich führte. Ungehindert verließ die kleine Schaar die Stadt. Nachdem die Flüchtlinge eine Stunde von derselben entfernt waren und keine Verfolger hinter sich erblickten, entließen sie ihren Gefangenen. Mit schnellen Schritten gieng der Marsch vorwärts. Noch eine Stunde legten sie mit gleicher Eile zurück, als sie plötzlich Hufschlag hinter sich vernahmen. Sie hielten an und sahen drei Gendarmen in flüchtigem Trabb auf der Straße herankommen. Als diese sie er-

blickten, zogen sie den Zügel ihrer Rosse an. Guy-le-Geant stund auf seine Flinte gestützt, betrachtete ruhig die Gegner und schien die Entfernung mit den Augen zu messen; dann wendete er sich an Laurent, den Schützen, und fragte gelassen: „Getraust du dir, in dieser Weite einen davon zu nehmen?“ Dieser erwiederte mit Kopfschütteln: „der Schuß ist ungewiß, die Kugel verloren; ich spare gerne mein Pulver; doch will ich einmal sehen, ob nicht die blose Furcht sie davon treibt.“ Mit diesen Worten legte er sein Gewehr an. Die Reiter erwarteten den Schuß nicht und flogen mit verhängtem Zügel seitwärts über das Feld weg, in der Absicht, wie es schien, den Flüchtlingen den Vorsprung abzugewinnen. Heinrich Florimond sah ihnen nach und sagte: „Sie wollen uns den Weg verlegen. Was ist zu thun?“ — „Rasch vorwärts zu marschiren, versetzte Guy-le-Geant unbedenklich; bis sie eine hinreichende Macht zusammen bringen, die im Stande ist, uns aufzuhalten, können wir weit kommen.“ Die Uebrigen stimmten dieser Meinung bei, und der Marsch wurde fortgesetzt.

Inzwischen war die Sonne höher gestiegen, und der Tag wurde unerträglich heiß. Wohl die Hälfte des kleinen Haufens war durch die Anstrengungen der vorhergegangenen Tage und die jetzige Hitze fast gänzlich erschöpft. Um nicht die Nachzügler aus dem Auge zu verlieren, mußte man sehr langsam marschiren. So ging der Marsch bis gegen Mittag auf beschwerlichem Sandboden fort, in dem die erschöpften Fußgänger bei jedem Tritte einsanken. In einem kleinen Dorfe machten sie Halt, um sich zu erfrischen. Sie fanden hier nichts als Cider, Speck und Eyer. Während sie aßen und tranken, gieng der Wirth mißtrauisch um sie her, und von Zeit zu Zeit strekte einer der Dorfbewohner den Kopf in die Thüre, um sie zu betrachten. Nachdem sie sich einige Stunden erholt hatten, stellten sie sich vor der Schenke in Ordnung und brachen, ziemlich gestärkt, unter Anstimmung des Marseiller Lieds, auf. Der Wirth und die Bauern hörten ihnen verwundert zu und folgten ihnen bis vor das Dorf. Hier stieß der Wirth Guy-le-Geant, den er wegen seiner hohen Statur und entschlossenen Miene für den Anführer des

Haufens hielt, sachte an und sagte mit gutmüthiger Vertraulichkeit: „Meiner Six! Bürger, wie man sich doch in den Leuten irren kann!“ — Wie so! fragte dieser, wofür haltet Ihr uns denn, Bürger? — Nun, ich halte euch jetzt für gute Patrioten, da ich euch so singen höre. Und da sehe ich denn, daß Alles erstunken und erlogen ist, was sie uns von euch gesagt haben. — Und wer hat denn etwas von uns gesagt? — Ey! die Gendarmen, die hier durch geritten sind, und die euch in Carhaix den Weg verlegen und euch auffangen wollen. — Nun, und was sagten sie denn? — Daß Ihr Erzaristokraten und Royalisten seyet, die den König wieder einsetzen und dem Volke die Freiheit rauben wollen, und daß Ihr euch mit den Engländern und den Rebellen in der Vendée verschworen hättet; und in Moncontour hättet Ihr euch der Obrigkeit widersetzt und einen Gendarmen erschossen; und nun höre ich doch mit meinen eigenen Ohren, daß Ihr patriotische Lieder singet und mithin gute Patrioten seyd, die es wohl mit dem Volke meinen. — Da seht Ihr ja nun selbst, daß Alles lauter Verläumdung ist. Aber was führen sie denn zu

Carhaix gegen uns im Schilde? — Ja, dort haben sie zusammengezogen, was sie aus der ganzen Gegend an Gendarmen aufbringen konnten. — Nun, es werden ihrer nicht so viele seyn, daß wir nicht mit ihnen fertig werden könnten?— Hat keine Noth; die Gendarmerie ist in diesem Lande dünne gesät, und wenn sie ein Dutzend oder etwas darüber zusammenbringen, wird es Alles seyn. — Damit werden sie uns eben nicht sehr bange machen, erwiederte Guy-le-Geant lachend und schlug auf seine Flinte. — Ja, ja, Ihr seyd wohl bewaffnet, versetzte der Wirth, und Ihr seht mir so aus, als ob Ihr schon mehr Kugeln hättet pfeifen hören, und den Schuften kann es nichts schaden, wenn sie einmal von ehrlichen Leuten eine tüchtige Lektion bekommen. Nun, Gott befohlen, ich wünsche euch viel Glück! — Ich danke euch, und Ihr sollt erfahren, daß wir die Leute sind, die sich vor einer Handvoll Gendarmen nicht fürchten. — Mit diesen Worten setzte sich Guy-le-Geant in Marsch, um dem Haufen zu folgen, der schon einen kleinen Vorsprung gewonnen hatte. Der Wirth sah ihnen nach, schüttelte den Kopf und sagte für sich:

„Ja, Ja, wie man sich doch in den Leuten irren kann, aber man darf nicht alles glauben; es wird gar zu viel gelogen in der Welt. Das ist gewiß ein braver Patriot, man darf ihn nur ansehen; und wenn er es nicht ganz allein mit zwei oder drei Gendarmen aufnimmt, so will ich nicht ehrlich seyn.“

Der Marsch ging langsam und beschwerlich fort, von Zeit zu Zeit mußte Halt gemacht werden, um die Nachzügler an sich zu ziehen. Die Nacht brach bereits ein, als die Flüchtlinge den Flecken Carhaix von ferne erblickten. Sie machten Halt, um zu einer Berathung zusammenzutreten. Laurent, sagte Florimond zu dem Schützen, du kennst die Wege hier zu Lande. Können wir den Flecken umgehen? Wenn man der Gefahr ausweichen kann, wäre es tollkühn, sie aufzusuchen. — Hm! Weg und Steg kenne ich so gut als Einer; aber es gibt nur einen einzigen schmalen Fußweg, auf dem wir den Flecken umgehen können, und der führt in tausend Windungen durch die Moräste; wer ihn nicht genau kennt, verliert sich in dem Marais und kann von Glück sagen, wenn er nicht bis an den Hals ein-

sinkt und mit dem Leben davon kommt. Jetzt bricht die Nacht ein, und es wird so finster werden, daß wir nicht drei Schritte vor uns sehen können. Für mich allein wollte ich allenfalls den Weg bei der größten Dunkelheit noch finden, aber wie soll ich den ganzen Haufen führen, wo nur einer hinter dem andern gehen kann? Ehe eine Stunde verginge, würde die Hälfte von uns verirrt seyn und im Moraste stecken. — Was ist aber nun zu machen? fragte Guy-le-Geant. Die Zeit ist edel, und wir müssen die Nacht benützen, um weiter zu kommen, ehe sich unsere Verfolger verstärken. — Der Weg führt am Dorfe weg und wir haben nur eine einzige Straße des Flecken zu passiren, versetzte der Schütze. — Die meisten Flüchtlinge saßen oder lagen erschöpft am Boden umher; viele von ihnen waren trotz der Gefahr, die ihnen drohte, aus Mattigkeit eingeschlafen, nur Wenige nahmen an der Berathung Theil. „Der Tod ist uns gewiß, seufzte Einer derselben vom Boden auf, laßt uns lieber gleich hier sterben, als vier oder sechs Stunden von hier. Der Verfolger sind viele und wir sind matt bis zum Tode, wie mögen wir ihnen ent-

rinnen? — Ja, fügte ein Zweiter hinzu, lieber heute als morgen. — Was wollen wir unser elendes Leben länger in der Welt herumschleppen, sagte ein Dritter. — Und wohin sollen wir uns wenden? setzte ein Vierter bei. Land und Meer sind uns gleich feindlich; hier verfolgen uns die Häscher des Bergs, dort fallen wir in die Hände brittischer Corsaren; die royalistische Vendée ist uns eben so verschlossen, wie das Lager der Republikaner. Es gibt in ganz Frankreich keinen Fleck Erde, wo wir unser Haupt ruhig niederlegen könnten. Brüder, heute oder morgen muß es mit uns enden. So laßt uns lieber gleich hier sterben! — Was faselt Ihr denn da von Sterben! So weit sind wir noch lange nicht! fiel Guy-le-Geant, dessen athletischer Körper nicht zu ermüden und dessen Seele keiner Furcht zugänglich war, mit rauher Stimme ein. Nur noch einen starken Marsch, so sind wir geborgen. Nicht wahr, Laurent, wenn wir einmal die Küste im Gesichte haben, so wirst du uns schon in Verstecke bringen, wo uns der Teufel nicht finden soll? — In unsern Moorfeldern kennt Laurent alle Pfade, antwortete der

sinkt und mit dem Leben davon kommt. Jetzt bricht die Nacht ein, und es wird so finster werden, daß wir nicht drei Schritte vor uns sehen können. Für mich allein wollte ich allenfalls den Weg bei der größten Dunkelheit noch finden, aber wie soll ich den ganzen Haufen führen, wo nur einer hinter dem andern gehen kann? Ehe eine Stunde verginge, würde die Hälfte von uns verirrt seyn und im Moraste stecken. — Was ist aber nun zu machen? fragte Guy-le-Geant. Die Zeit ist edel, und wir müssen die Nacht benützen, um weiter zu kommen, ehe sich unsere Verfolger verstärken. — Der Weg führt am Dorfe weg und wir haben nur eine einzige Straße des Flecken zu passiren, versetzte der Schütze. — Die meisten Flüchtlinge saßen oder lagen erschöpft am Boden umher; viele von ihnen waren trotz der Gefahr, die ihnen drohte, aus Mattigkeit eingeschlafen, nur Wenige nahmen an der Berathung Theil. „Der Tod ist uns gewiß, seufzte Einer derselben vom Boden auf, laßt uns lieber gleich hier sterben, als vier oder sechs Stunden von hier. Der Verfolger sind viele und wir sind matt bis zum Tode, wie mögen wir ihnen ent-

rinnen? — Ja, fügte ein Zweiter hinzu, lieber heute als morgen. — Was wollen wir unser elendes Leben länger in der Welt herumschleppen, sagte ein Dritter. — Und wohin sollen wir uns wenden? setzte ein Vierter bei. Land und Meer sind uns gleich feindlich; hier verfolgen uns die Häscher des Bergs, dort fallen wir in die Hände brittischer Corsaren; die royalistische Vendée ist uns eben so verschlossen, wie das Lager der Republikaner. Es gibt in ganz Frankreich keinen Fleck Erde, wo wir unser Haupt ruhig niederlegen könnten. Brüder, heute oder morgen muß es mit uns enden. So laßt uns lieber gleich hier sterben! — Was faselt Ihr denn da von Sterben! So weit sind wir noch lange nicht! fiel Guy-le-Geant, dessen athletischer Körper nicht zu ermüden und dessen Seele keiner Furcht zugänglich war, mit rauher Stimme ein. Nur noch einen starken Marsch, so sind wir geborgen. Nicht wahr, Laurent, wenn wir einmal die Küste im Gesichte haben, so wirst du uns schon in Verstecke bringen, wo uns der Teufel nicht finden soll? — In unsern Moorfeldern kennt Laurent alle Pfade, antwortete der

Schütze zufrieden lächelnd, und kein Fußsteig unserer Berge ist ihm unbekannt: und wo des Schleichhändlers nie fehlende Büchse knallt, da bleiben die Verfolger weg: und See und Land bieten uns gleiche Sicherheit, denn unsere Leute sind treu wie Gold und Niemand kennt, wie sie, die verborgenen Buchten und Landungsplätze. — Heinrich Florimond benützte diesen Augenblick, seinen Leidensgefährten neuen Muth einzuflößen. »Vorwärts, Brüder, sprach er mit zuversichtlicher Stimme, unsere Rettung liegt in unserer Eile. Die Gendarmen werden in der Nebenstraße des Dorfs Wachen haben. Wohl. Wir haben sie passirt, ehe sie zu Pferde steigen. Werden sie in der Nacht wagen uns zu verfolgen? Und thun sie es auch, so können wir sie getrost hinter jedem Hohlweg, hinter jeder Hecke erwarten und mit unsern Schüssen begrüßen. Heute sind sie ein Dutzend, mit Tagsanbruch können sie zwei Duzend seyn. Wenn sie diese Nacht Sturm läuten lassen, werden sie nur wenige Leute zusammenbringen, und wir gewinnen einen Vorsprung von mehreren Stunden, ehe die Mannschaft versammelt ist. Bei Nacht kann unser

kleiner Haufe furchtbar erscheinen, bei Tag aber zählt man uns, und unsere Verfolger fassen Vertrauen auf ihre Uebermacht. In jedem Falle müssen wir die Nacht unter freiem Himmel zubringen. Laßt uns lieber vorwärts gehen, als hier in träger Ruhe liegen bleiben! Auf, Brüder, auf! Unsere Beine sind unsere Retter, und lieber laßt uns auf den Knien rutschen, wenn es seyn muß, als unser Leben in dumpfem Hinbrüten verscherzen!

Diese Rede ihres Anführers erfüllte alle seine Gefährten mit neuem Muthe; man weiß, wie empfänglich der Franzose für jeden neuen Eindruck ist. Von der tiefsten Abspannung giengen sie plötzlich zur höchsten Lebendigkeit über; Hitze, Hunger, Durst und Mattigkeit wurde vergessen; sie rafften sich vom Boden auf, umarmten sich, lachten und traten ihren gefährlichen Marsch an. Ehe sie sich in Bewegung setzten, untersuchte Jeder sorgfältig seine Waffen, schüttete frisches Pulver auf die Pfanne, befestigte den Flintenstein u. s. w. So wie man sich dem Flecken näherte, empfahl der Anführer die tiefste Stille. Einige hundert Schritte vom Dorfe mach=

ten sie Halt und bargen sich hinter einer Hecke, „Hier haltet stille, sagte Heinrich Florimond, ich will mich vorwärts schleichen und ein wenig recognosciren. Wer will mich begleiten? Unser zwei sind genug.“ — Du bleibst, erwiederte Guy-le-Geant, das ist kein Geschäft für den Anführer einer Truppe, oder ich müßte mich nicht auf den Krieg verstehen; aber der Guy hat unter Lafayette und Washington gedient und kennt den Dienst. He da! Laurent, das ist etwas für uns beide; ich bin ein alter Soldat und du ein alter Schleichhändler. — Wenn es darauf ankommt, einen Posten zu überrumpeln, so ist der Laurent der Mann dazu, antwortete der Schütze mit seinem gewöhnlichen Gleichmuth; und wenn sie eine Schildwache mit Luchsaugen hinstellen, so will ich ihr doch von hinten das Genick umkehren, ehe sie nur den Schatten von mir zu sehen bekommt. Der Laurent hat manche dunkle Nacht gesehen, zu Land und See, und sein Blick durchdringt die dickste Finsterniß, wie die Augen einer Nachteule. — Nun, ich bin auch keiner von von den schlechtesten, was den Vorpostendienst anbelangt, ver-

letzte Guy-le-Geant, und ich habe den amerikanischen Wilden manches Stückchen abgelernt, und weiß, wie man Posten überrumpelt, und davon könnte ich euch ein Liedchen singen, daß Ihr Euch wundern würdet, aber jetzt ist es nicht Zeit zum Plaudern, sondern zum Handeln. Komm Schütze, und ehe eine Viertelstunde vergeht, wollen wir euch Nachricht bringen, wie es in der feindlichen Wachstube aussieht, wie viel Ihrer sind und ob sie das Herz am rechten Fleck haben. — Du versprichst viel auf einmal, Freund Guy, sagte Florimond lächelnd. — Nicht mehr, als ich halten kann, das sollt Ihr bald sehen, erwiederte Guy-le-Geant, während er seine Flinte an einen Baum lehnte, Säbel und Patrontasche daran hängte, die Schuhe auszog und seine Pistolen aus dem Gürtel nahm und auf den Boden legte. — Nun, und was bleibt dir denn zum Angriff und Vertheidigung? fragte ihn Florimond etwas verwundert. Guy-le-Geant streckte, zuversichtlich lächelnd, seine beiden nervigen Arme aus, ballte die mächtigen Fäuste und entgegnete gelassen: „Diese da, und das hier!“ Bei diesen Worten zog er ein india-

nisches Scalpiermesser, das er in dem Busen stecken hatte, halb aus der Scheide. Auf gleiche Weise entledigte sich der Schütze seiner Waffen und behielt nur einen kurzen scharfen Dolch, und als sie beide sich vom Lagerplatz entfernt hatten, schwebten sie so geräuschlos dahin, wie nächtliche Schatten, und nicht ein Sandkorn hörte man krachen unter ihrem leisen und leichten Fußtritt.

Der Himmel war mit Wolken umhängt und die Nacht stockfinster. Vorsichtig schlichen die Beiden dem Dorfe zu. Von Zeit zu Zeit legten sie das Haupt an den Boden, um irgend einen fernen Schall zu vernehmen, der ihr Ohr erreichen konnte, bevor ihre Augen die Finsterniß zu durchdringen vermochten. „Hörst du etwas?“ fragte Guy-le-Geant den Schützen, der ungewöhnlich lange und ohne eine Ader zu rühren, am Boden liegen blieb. „Ich höre, entgegnete dieser, sich aufrichtend, den Schritt eines Mannes, der mit abgemessenem Tritte auf und ab geht und dann wieder stehen bleibt.“ — Das ist eine Schildwache, sagte Guy-le-Geant und legte das Ohr an die Erde. Ja, ja, fuhr er fort, indem er aufstund, so ist es. Sie mag etliche

hundert Schritte entfernt seyn; jetzt müssen wir vorsichtig zu Werke gehen.“ Sie zogen sich seitwärts auf das Feld, gingen gebückt von Hecke zu Hecke, von Baum zu Baum, und blieben bisweilen horchend stehen. „Siehst du etwas?“ fragte Guy-le-Geant den Schützen, der hinter einer Hecke hervor den Kopf in die Luft strekte und dessen Augen in die Ferne starrten, als ob sie das dichte Dunkel, das sie umgab, durchdringen wollten. „Ich sehe ein weißes Bandelier, erwiederte dieser leise, und rieche einen Gendarmen.“— Die Dummköpfe, die! brummte Guy-le-Geant vor sich hin, mit ihrem weißen Lederzeug, das man auf eine halbe Stunde weit sieht, wenn die Nacht nur halbwegs hell ist, wenn die mit Indianern zu thun hätten, wie wir in Centuky, so würden sie bald alle scalpirt seyn, ehe sie den Kopf umdrehen! — Sie schlichen mit Vorsicht weiter, und als sie in die Nähe der Schildwache kamen, die am Ausgang der Straße auf und ab ging, rutschten sie auf dem platten Bauche vorwärts, ohne das mindeste Geräusch zu machen; sie bewegten sich nur dann, wann ihnen der Soldat den Rücken kehrte, und so oft er ihnen das

Gesicht zuwendete, lagen sie unbeweglich wie ein schwarzer Klumpen. So kamen sie ihm bis auf zehn oder zwölf Schritte auf den Leib. Die Schildwache stund mit dem Rücken gegen sie. Der Schütze machte eine bedeutsame Pantomime, indem er die Faust auf den Griff seines Dolches legte. Guy=le=Geant schüttelte den Kopf und winkte ihm zu folgen. Langsam und still umkrochen sie den Posten und gelangten an die ersten Häuser des Dorfes. Alles war stille und wie ausgestorben, nirgends sah man Lichter brennen. „Die Schufte sind doch nicht so dumm, flüsterte Guy=le=Geant dem Schützen zu, durch diese Stille und Dunkelheit wollen sie uns locken, daß wir unbedachtsam in die Falle gehen, die sie uns gelegt haben. — Ja, Profit die Mahlzeit, versetzte Laurent, da müßte ich kein alter Schleichhändler seyn, wenn ich mich so fangen ließe! — Und ich müßte umsonst den Vorpostendienst mit den Indianern gemacht haben, wenn ich so dumm wäre, entgegnete ihm Guy=le=Geant. — Nachdem sie bis in die Mitte der Straße gekommen waren, sahen sie in einem Hause durch die Spalten eines geschlossenen Ladens Licht schimmern; sie

näherten sich, stets kriechend, und hörten im Hause ein dumpfes Gemurmel. Leise erhob sich der Schütze und blickte durch den Spalt in das Zimmer zu ebener Erde. An einem langen Tische saßen zwölf bis fünfzehn Gendarmen und zechten; ihre Karabiner und Säbel stunden an der Wand umher. „Sie sollten schon da seyn, sagte eben Einer von ihnen; aber ich glaube, die Schufte haben Wind von uns bekommen und einen andern Weg eingeschlagen. — Das wäre Schade, fiel ein Zweiter ein; dann wären wir um den Preis geprellt, der auf ihre Köpfe gesetzt ist. Es sind sicherlich einige der geächteten Deputirten unter ihnen, die den Sohn des alten Capet wieder auf den Thron setzen wollen. — Die Lust dazu wird ihnen jetzt vergangen seyn, erwiederte ein Dritter, denn sie haben genug zu thun, ihre eigenen Köpfe aus der Schlinge zu ziehen; und wenn man sie einmal am Wische hat, wird man nicht lange Federlesens mit ihnen machen. Das Revolutionstribunal ist schnell und Meister Samson versteht sich auf das Handwerk. — Ich müßte mich zu Tod ärgern, wenn sie uns entgingen, sagte ein Vierter; aber ich wüßte nicht,

welchen Weg sie einschlagen sollten, um zu entkommen, denn wenn sie von der Straße abgehen, verlieren sie sich in dem Marais und werden ein nasses Bad nehmen, daß sie bis an den Hals im Sumpfe stecken. — Das käme am Ende auf Eins heraus, fügte ein Fünfter hinzu, im Dreck ersticken oder den Kopf unter das Messer der Guillotine tragen, aber für uns wäre es gefehlt, denn den Preis, der auf sie gesetzt ist, könnten wir doch auch mitnehmen, und zudem sind wir den Schuften noch eine Revange schuldig für den Kameraden, den sie uns erschossen haben. — Dem thut kein Zahn mehr weh, versetzte lachend ein Sechster, und der Pursche, der ihn geliefert hat, muß sich auf sein Gewehr verstehen, denn er hat ihn auf ein Haar an den Ort getroffen, wo einem das Schnaufen bald vergehen muß, wenn eine Kugel darin sitzt. — Bei diesem Lobe seiner Fertigkeit entfuhr dem Schützen unwillkührlich ein Laut des Schmunzelns. Die Soldaten im Zimmer rekten die Köpfe in die Höhe und horchten auf. „Was war das? sagte ihr Anführer. Sehe doch einmal einer nach.“ Rasch erhob sich einer der Gendarmen und öffnete die

Thüre, die zu ebener Erde auf die Straße führte. Zugleich machte ein anderer den Laden auf und leuchtete auf die Straße heraus. „Es ist nichts,“ sagten Beide, nachdem sie forschend um sich her geblickt hatten. „Es wird wohl der alte Brummbär, der Wirth, gewesen seyn, versetzte der Anführer, der immer aus und ein schnobert; ich traue dem Kerl nicht recht, habt ein wachsames Auge auf ihn.

Inzwischen hatten sich die beiden Kundschafter schnell um das Haus herumgeschlichen und im Dunkel eines Gartenzauns auf den platten Bauch niedergelegt. Nachdem Alles wieder ruhig war, erhob der Schütze ein wenig seinen Kopf vom Boden und flüsterte seinem Gefährten zu: „Höre, Guy-le-Geant, da sehe ich die Pferde der Hallunken gesattelt unter dem Schoppen stehen, und die Esel haben nicht einmal eine Schildwache dabei; da fällt mir nun bei, daß wir ihnen einen schönen Streich spielen können. — Ja, beim Teufel, du hast Recht, Laurent, erwiederte ihm sein Kamerad; es geht mir ein Licht auf; die werden dann schöne Purzelbäume machen, wann sie geschwind aufsitzen wollen.“

welchen Weg sie einschlagen sollten, um zu entkommen, denn wenn sie von der Straße abgehen, verlieren sie sich in dem Marais und werden ein nasses Bad nehmen, daß sie bis an den Hals im Sumpfe stecken. — Das käme am Ende auf Eins heraus, fügte ein Fünfter hinzu, im Dreck ersticken oder den Kopf unter das Messer der Guillotine tragen, aber für uns wäre es gefehlt, denn den Preis, der auf sie gesetzt ist, könnten wir doch auch mitnehmen, und zudem sind wir den Schuften noch eine Revange schuldig für den Kameraden, den sie uns erschossen haben. — Dem thut kein Zahn mehr weh, versetzte lachend ein Sechster, und der Pursche, der ihn geliefert hat, muß sich auf sein Gewehr verstehen, denn er hat ihn auf ein Haar an den Ort getroffen, wo einem das Schnaufen bald vergehen muß, wenn eine Kugel darin sitzt. — Bei diesem Lobe seiner Fertigkeit entfuhr dem Schützen unwillkührlich ein Laut des Schmunzelns. Die Soldaten im Zimmer rekten die Köpfe in die Höhe und horchten auf. „Was war das? sagte ihr Anführer. Sehe doch einmal einer nach.“ Rasch erhob sich einer der Gendarmen und öffnete die

Thüre, die zu ebener Erde auf die Straße führte. Zugleich machte ein anderer den Laden auf und leuchtete auf die Straße heraus. „Es ist nichts," sagten Beide, nachdem sie forschend um sich her geblickt hatten. „Es wird wohl der alte Brummbär, der Wirth, gewesen seyn, versetzte der Anführer, der immer aus und ein schnobert; ich traue dem Kerl nicht recht, habt ein wachsames Auge auf ihn.

Inzwischen hatten sich die beiden Kundschafter schnell um das Haus herumgeschlichen und im Dunkel eines Gartenzauns auf den platten Bauch niedergelegt. Nachdem Alles wieder ruhig war, erhob der Schütze ein wenig seinen Kopf vom Boden und flüsterte seinem Gefährten zu: „Höre, Guy-le-Geant, da sehe ich die Pferde der Hallunken gesattelt unter dem Schoppen stehen, und die Esel haben nicht einmal eine Schildwache dabei; da fällt mir nun bei, daß wir ihnen einen schönen Streich spielen können. — Ja, beim Teufel, du hast Recht, Laurent, erwiederte ihm sein Kamerad; es geht mir ein Licht auf; die werden dann schöne Purzelbäume machen, wann sie geschwind aufsitzen wollen."

Bei diesen Worten erhoben sich beide schnell, traten unter den Schoppen, zogen ihre Dolche und schnitten die Sattelgurten der Pferde entzwei. „So, ihr Herrn, jetzt Appell geblasen und geschwind aufgestiegen, um den Schuften nachzujagen, die ihr fangen wollt!“ sprach Guy-le-Geant zufrieden lächelnd vor sich hin. In diesem Augenblicke knisterte das Stroh, und die Stallwache, welche eingeschlafen war, richtete sich, noch halb schlaftrunken, sitzend in die Höhe. Was ..... was Teufels .... sagte sie stammelnd .... was .... was giebt es denn da? .... Bist .... bist du es, Clement. .... Sind sie da ..... Ja, ja ..... komme gleich ..... — „Seit ihr Soldaten im Dorfe seyd, erwiederte der Schütze in der Bretagner Mundart, während sich sein Gefährte schnell zu Boden warf und unter den Pferden wegkroch, hat man doch seines Leibes keine Ruhe mehr und ist nimmer Meister über seine eigenen Sachen; da muß ich mich jetzt durch eure Schindmähren durchplagen, wenn ich für mein armes Vieh ein Bündlein Heu auf meinem Heuboden holen will; ich wollte, der Teufel holte euch sammt den

Hallunken, denen ihr hier aufpaßt!“ Mit diesen Worten entfernte er sich fluchend. „Das ist der alte Bär, der Wirth, oder sein Knecht, der Lümmel!“ sagte der Soldat, indem er sich die Augen rieb.

Inzwischen hatte die kleine Schaar der Flüchtlinge der Rückkehr ihrer Kundschafter mit Ungeduld geharrt. Es kam nur Einer von ihnen zurück. „Guy, fragte ihn Florimond, wo hast du denn den Schützen gelassen?“ — Der ist auf seinem Posten und wartet auf uns, antwortete lakonisch Guy-le-Geant. Jetzt aber vorwärts und kein Geräusch gemacht, denn der Feind ist auf den Beinen! — Die ganze Truppe erhob sich. „Die Gewehre in Stand, sagte Guy, und dann geschlossen abmarschirt!“ — Sollten wir nicht eine Vorhut bilden? fragte ihn Florimond. — Nichts Vorhut, nichts Nachhut, sondern alles dicht aufgerückt, daß wir in der Dunkelheit keinen Mann verlieren; ich habe das Terrain erkundet. — Aber wo treffen wir den Schützen? — Für den sorgt nicht, der wird sich schon zur Zeit einfinden; und den erwischen sie nicht, wenn er auch ganz allein wäre.

Jetzt setzte sich der Zug mit möglichster Stille in Marsch. Als sie sich dem Eingange des Dorfs näherten, blieb Florimond plötzlich stehen, deutete auf einen entfernten Gegenstand und sagte zu Guy-le-Geant: „Lehnt nicht dort etwas an der Mauer? — Das ist die Schildwache, erwiederte dieser phlegmatisch. — Sie wird Lärm machen. — Die macht keinen Lärm mehr, oder ich müßte mich sehr irren. — Aber wenn ..... — Nichts wenn, und nichts aber, nur vorwärts! der Guy ist ein alter Soldat und weiß, was er thut.

Sie zogen geräuschlos weiter. Je näher sie kamen, desto schärfer hefteten Alle ihre Blicke auf die Schildwache, da sie jeden Augenblick ein „Wer da“ von ihr erwarteten. Sie lehnte unbeweglich an der Mauer und schien stehend zu schlafen, sonst hätte ihr das Anrücken der Schaar nicht entgehen können. Jetzt waren sie ganz nahe, und noch immer rührte sich der Soldat nicht. Aber plötzlich tauchte neben ihm eine Gestalt vom Boden auf — es war der Schütze. „Das hast du brav gemacht, Laurent, rief ihm Guy-le-Geant mit gedämpfter Stimme

zu, und kein Hurone hätte es besser machen können; der ist aus der Welt gegangen, ohne zu wissen, wie ihm geschieht. Du hast ihn doch nicht lange leiden lassen?“ — Hat sich was, versetzte der Schütze mit einer Ruhe, als ob gar nichts vorgefallen wäre; wo mein Dolch sitzt, da ist es vorbei mit dem Leben; er hatte kaum Zeit, einen Seufzer von sich zu geben, da war er fertig; und da habe ich ihn nun an die Mauer gelehnt und ihm sein Gewehr in den Arm gegeben, und die werden sich nicht übel verwundern, wann sie kommen, ihn abzulösen.

Rasch schritten sie vorwärts und hatten die Mitte der Straße erreicht, ohne daß sich etwas rührte. Sie erblickten das Licht in der Wachstube der Gendarmen und gingen behutsam weiter. Schon waren sie vorüber, da wurde in einem benachbarten Hause die Thüre aufgestoßen und eine weibliche Stimme rief: „Da sind sie! Da gehen sie!“ Auf diesen Ruf wurde es laut in der Wachstube; man hörte verwirrte Stimmen durcheinander schreien und vernahm deutlich die Worte: Zu den Waffen! Zu den Waffen! Die Flüchtlinge beflügelten ihre Schritte; sie kamen

am Ausgang des Dorfes in einen schmalen und so dunklen Hohlweg, daß jeder kaum seinen Nebenmann sehen konnte. Hier drängten sie sich in einer verwirrten Masse weiter; mehrere stolperten und fielen; andere purzelten über die Liegenden weg. In diesem Augenblicke einer allgemeinen Verwirrung rief eine ängstliche Stimme: „Ich höre Pferdegetrappel!“ Dieser Ausruf brachte die Bestürzung auf's Höchste, und schon riefen einzelne Stimmen: »Rette sich, wer kann!« Da brach Guy-le-Geant in ein lautes Lachen aus und schrie mit seiner Stentorstimme: „Wer ist denn der Narr, dem es von Pferdegetrappel träumt? Wir haben ihnen ihre Bauchgurten entzweigeschnitten, und ehe sie diese wieder flicken, sind wir über Berg und Thal. Nicht wahr, Laurent, das war ein Meisterstreich? — Ist eine Kleinigkeit, erwiederte der Schütze, und es reut mich jetzt, daß ich ihnen nicht auch Feuer in ihren Schoppen geworfen habe; da hätten sie etwas zu löschen.

Aus dem Hohlweg gelangten die Flüchtlinge in eine ziemlich breite Fahrstraße, auf der sie eine Stunde lang eilig fortzogen und dann Halt

machten, um etwas auszuruhen und sich zu vergewissern, daß sie nicht verfolgt würden. Einige legten das Ohr an den Boden; man hörte weit und breit nichts; als sie sich aber abzählten, wurden drei Mann vermißt. Waren sie zurückgeblieben, hatten sie in der Dunkelheit einen andern Weg eingeschlagen? Man erschöpfte sich in Vermuthungen. In keinem Falle wollte man sie aufgeben und in die Hände ihrer Verfolger fallen lassen. Der Schütze erbot sich, ein Stück Wegs zurückzugehen und sich nach den Verlorenen umzusehen; die übrigen lagerten sich inzwischen auf dem Boden. „Und was ist zu thun, wenn Laurent sie nicht findet?“ fragte Heinrich Florimond. — Dann kehren wir um, erwiederte Guy-le-Geant zuversichtlich, und suchen sie, wo sie auch seyn mögen, und sollten wir sie der Gendarmerie des ganzen Departements aus dem Rachen reissen müssen. Es sind brave Kameraden und ich will sie nicht verlassen, sollte ich es auch ganz allein mit allen den Hallunken aufnehmen müssen. — Das sollst du nicht, versetzte Florimond, wir sind in gleicher Lage, und Keiner von uns verläßt den andern.

Inzwischen war der Schütze allein zurückgekommen und sagte mit Kopfschütteln: die müssen in der Dunkelheit in den Fußweg gerathen seyn, der durch das Marais führt; denn gefangen sind sie nicht, da uns Niemand verfolgt hat. — Aber was ist jetzt zu thun, um sie zu retten? fragte Florimond. — Hm! entgegnete der Schütze, das ist ein böser Weg für den, der ihn kennt, besonders zur Nachtzeit; aber wer ihn nicht kennt, findet sich niemals aus den verschlungenen Pfaden des Moorlandes. Gehen sie vorwärts, so kann ihnen jeder Fehltritt den Tod bringen, indem er sie in immer tiefere Moräste führt; machen sie Halt, so überrascht sie der Tag, und sie fallen in die Hände ihrer Verfolger. — Wie aber ihnen zu Hilfe kommen? fragte Florimond — Hm! fuhr der Schütze fort, da wird der Laurent das Beste thun müssen. Marschirt ihr in Gottes Namen fort, und ich will mich zurückschleichen und den Moorpfad einschlagen; ich kenne den Weg und habe ein paar gesunde Beine. — Höre, Laurent, unterbrach ihn der Guy was faselst du denn da? Meinst du denn, wir werden dich allein gehen lassen? Ein Mann

allein ist nichts; sie können dich aufgreifen, und dann ist Niemand geholfen. Wir marschiren Alle zurück und überrumpeln den Feind, der jetzt keinen Angriff erwartet, da er uns auf der Flucht glaubt. Sind unsere Kameraden gefangen, so werden sie dadurch befreit; haben sie den Moorpfad eingeschlagen, so folgen wir ihnen mit Fakeln auf demselben. Habe ich Recht oder nicht? fragte der Sprecher und sah im Kreise umher. Alle stimmten ihm bei; nur der Schütze brummte für sich in den Bart. „Nun, Bruder Laurent, sagte Guy begütigend zu ihm, meinst du denn, du müssest Alles allein auf deine Schultern laden; wir andere sind auch da, und wollen nicht die Letzten seyn, und du hast schon genug gethan, wenn ich nur an die Schildwache denke, die du so meisterhaft abgedeckt hast; und übrigens solltest du dich freuen, daß es jetzt einen allgemeinen Tanz gibt, und daß wir den Lumpenhunden offen die Stirne bieten, da sollen sie den Guy kennen lernen.“ — Und den Laurent auch, so Gott will, erwiederte der Schütze, dessen gute Laune bei der frohen Aussicht auf ein tüchtiges Handgemenge zurückkehrte; aber höre, Bruder,

wir müssen wieder den Vortrab machen, und da sollst du deine Freude daran haben, wie ich sie an der Nase herumführe.

Als der Ruf der weiblichen Stimme: „Da sind sie! da gehen sie!“ in die Wachstube der Gendarmen drang, eilten Alle zu den Waffen. In bunter Verwirrung stürzten sie aus dem Zimmer, einige auf die Straße, um den Vorüberziehenden zu folgen, andere in den Schoppen, die Pferde zu zäumen. Die ersteren hörten die Tritte der Flüchtlinge noch aus der Ferne hallen und liefen ihnen nach bis an den Ausgang des Dorfs; aber in den Hohlweg getrauten sie sich nicht einzuschreiten, da sie in einen Hinterhalt zu fallen besorgten. Als sie zurück kamen, um ihre Pferde zu besteigen, hörten sie schon von weitem viele schreiende Stimmen und fanden Alles in größter Verwirrung; man hatte bereits die Entdeckung gemacht, daß sämtliche Sattelgurten entzwei geschnitten waren. „Die Schufte müssen sich ganz in unsere Nähe geschlichen haben, sagte der Anführer fluchend, aber der Teufel soll der Stallwache auf den Kopf fahren, wo hat denn der Kerl seine Augen gehabt,

daß so etwas geschehen konnte, oder hat der Schurke gar geschlafen!“ Man zog den Soldaten, der die Wache gehabt hatte, zur Rechenschaft, aber er behauptete, gewacht und seine Schuldigkeit gethan zu haben, und es sey Niemand in den Schoppen gekommen, als der Wirth oder dessen Knecht, er wisse nicht, welcher von beiden es gewesen. „Hallunke, fuhr der Wachtmeister den Wirth an, hältst du es mit diesen Aristokratenhunden und hast uns diesen Streich gespielt? Es ist keinem von euch zu trauen, denn ihr seyd Alle in diesem Lande lauter royalistisches Lumpengesindel; aber wenn ich dich auf dem fahlen Pferd ertappe, so werde ich kurzen Proceß mit dir machen. — Kurzen oder langen, versetzte der Wirth mürrisch; ich stehe nicht unter euch, daß Ihr es wißt, sondern unter unserm Maire, und wenn Ihr was gegen mich habt, so könnt ihr mich verklagen; aber was das anbelangt, so habe ich den Schoppen mit keinem Fuße betreten und, seit es Nacht ist, eure Pferde mit keinem Auge gesehen. — Nun, so hole der Teufel Alles, rief der Wachtmeister zornig aus, der Streich ist geschehen, und jetzt will Niemand

Schuld daran seyn. Zuletzt belügen sie mich gar, ich hätte es selbst gethan. Aber was zum Henker treibt denn unsere Schildwache am Eingang des Fleckens, daß sie die Schurken nur so mir nichts dir nichts hereinmarschiren läßt und keinen Lärm macht! — Von wem redet Ihr denn da, Herr Soldat? fragte einer der umstehenden Bauern mit vielem Phlegma. — Nun, von wem werde ich reden! Von unserer Schildwache, die oben am Dorfe steht. — An des schwarzen Benoit Hause? — Zum Teufel auch, ich weiß nicht, ob der Esel, dem das Haus gehört, Benoit heißt und ob er schwarz oder weiß ist; aber das weiß ich, daß ich eine Schildwache an den Eingang des Dorfs gestellt habe, und das begreife ich nicht, daß der Dummkopf keinen Lärm gemacht hat. — Das ist gut begreifen, erwiederte der Bauer mit ungestörter Ruhe, der macht keinen Lärm mehr, der ist mausetodt. — Nun, so ist ja diese Nacht die ganze Hölle los, fluchte der Wachtmeister, die Sattelgurten entzweigeschnitten und der Posten ermordet! So wahr ich ehrlich bin, das ist mir in meinem Leben noch nicht begegnet, und wenn ich nicht wüßte, daß es keinen

Gott im Himmel und keinen Teufel in der Hölle gibt, so würde ich glauben, es gehe nicht mit rechten Dingen zu. Sage mir doch, du Lümmel, woher weißt du denn, daß die Schildwache todt ist? — Hm! Woher soll ich es wissen! Was die Augen sehen, das glaubt das Herz. Da ich den Lärm höre, springe ich aus dem Hause, wie ich da bin, und sehe die Schildwache, mit dem Gewehr im Arm, an des schwarzen Benoit Hausmauer lehnen, und wundere mich, daß die nichts hört und so ruhig da steht, als ob nichts wäre, und sage zu mir: »Nun, Gott sey Dank, der hat einen gesunden Schlaf!“ und gehe hin und schreie ihm in die Ohren und rüttle und schüttle ihn, da fällt er um wie ein Sack und liegt auf dem Boden und rührt sich nicht und gibt kein Zeichen von sich, und da ich mich bücke, so sehe ich eine ganze Lache Blut auf dem Boden und da geht mir ein Licht auf und ich denke und sage: der ist fertig, den haben sie kalt gemacht!« — So denke und sage du und der Teufel! rief der Wachtmeister ärgerlich aus. Erzählt das Vieh nicht so gleichgültig, als ob von einem gestochenen Schwein die Rede wäre! Aber

es geschieht dem Esel schon Recht, warum spitzt er die Ohren nicht und thut die Augen nicht auf, wenn er auf dem Posten steht, und läßt sich so heillos überrumpeln! Aber was ist jetzt zu machen? Der Schaden ist einmal geschehen, und wir haben das Nachsehen, und bis wir unsere Sattelgurten flicken, sind sie über Berg und Thal. So ist es, wenn der Soldat seine Schuldigkeit nicht thut, aber ich sage euch, ihr andern, wenn Ihr mir nicht besser aufpaßt, so will ich euch schon finden. — Aufpassen! wiederholte der Bauer phlegmatisch. Ja, da hat sich's aufzupassen! Und spitzt Ihr die Ohren und sperrt die Augen auf, so weit Ihr wollt, sie sitzen euch doch auf dem Nacken, ehe Ihr euch umseht, denn ich kenne meine Leute, und es sind von den Chouans dabei, die verstehen sich aufs Handwerk und haben schon manchen Zollwächter kalt gemacht, und die schleichen in der Nacht herum, wie Schatten, und wenn Ihr sie zu fangen glaubt, husch! sind sie fort und Ihr habt die leere Hand voll Luft. Ha! Ha! Ha! Man weiß hier zu Lande ein Liedchen davon zu singen und seit die Douanen in den Provinzen aufgehoben sind, geht es nim-

mer mit der Contrebande, und da sind sie um ihre Nahrung gekommen, und jetzt helfen sie sich wie sie können, und wollen nichts von der Republik wissen und wünschen sich die Königszeiten zurück, denn da gieng der Schleichhandel und sie haben sich etwas ordentliches damit verdient. Seht, Herr Soldat, es geht eben Jeder nach seinem Brode.

Nachdem die erste Verwirrung vorüber war, wurde der Todte in ein Haus geschafft, und die Gendarmen zogen sich in die Schenke zurück. Eine Schildwache gieng vor der Thüre derselben auf und ab. Die Landleute begaben sich nach und nach in ihre Wohnungen zurück, und es wurde ganz still im Dorfe. Nach Verlauf einer Stunde ungefähr hörte der Soldat oben herab vom Dorfe nahende Fußtritte und rief in gewohnter Weise sein: Wer da? — »Ho! Ho! antwortete eine lallende Stimme, wer wird es seyn? Gut Freund! Gut Freund! Kennt Ihr denn den rothen Jakob von Gourin nicht? Ja, ja, vortrefflicher Brantwein, den sie da haben! Juchhe! Juchhe!« Mit diesen Worten wankte ein betrunkener Bauer auf die Schild-

wache zu, taumelte hin und her und fuhr mit stammelnder Zunge fort: „Ja, ja, gut Freund! lauter gute Freunde ... und ... und ... guter Brantwein! Den liebt der rothe Gourin ... Jakob wollte ich sagen .. Ja, ja, der bin ich .... der rothe Jakob .... von Gourin.“ — Ja, ja, erwiederte die Schildwache lachend, der Brantwein, den du getrunken hast, mag gut seyn. — Und viel .... viel, ergänzte der Bauer wankend und mit Mühe sich im Gleichgewicht erhaltend, und ... und .... der rothe .... rothe Jakob kann noch mehr trinken .... und ... und da ist ja die Schenke, und ... und .... da gibt es noch viel .... viel Brantwein. — Mehr als der rothe Jakob trinken kann, fiel der Soldat lachend ein. — Ja, ja mehr, wiederholte der Bauer, aber .... aber der rothe Jakob trinkt auch mehr als viel. — Das sehe ich, aber hat denn der rothe Jakob auch einen Paß? — Ho, Ho, Paß! der rothe Jakob passirt überall. — Nur an keiner Schenke vorbei. — „Vorbei ... Vorbei ... Ho! Ho! der rothe Jakob ist kein Narr, daß er da vorbei geht, wo es etwas zu ... zu trinken gibt.“ Mit diesen Worten taumelte er

der Thüre zu und tappte daran herum, die Klinke zu suchen; als er sie endlich gefunden hatte, drückte er mit Macht darauf, die Thüre, die nach innen gieng, öffnete sich und er fiel der Länge nach ins Zimmer. „Schön Dank ... Schön Dank! rief er vom Boden aus, guten .... guten Abend, wollte ich sagen.“ — Was ist denn das für ein besoffenes Schwein, das mit der Thüre ins Haus fällt? sagte einer der Soldaten lachend. — Brantwein .... Brantwein, stammelte der Betrunkene, während er sich vergebens aufzurichten suchte, ja, ja, Brantwein, wenn es euch gefällig ist, Herr ... Herr Wirth. — Helft dem Schwein vom Boden auf, befahl der Wachtmeister, und setzt es auf die Bank da am Feuer. — Ja, ja, da bin ich nun, stammelte der Bauer, indem er sich an die Wand lehnte, um nicht von der Bank herabzufallen, Gott grüß ... grüß euch, ihr Herrn! — Ja, da bist du nun, spottete ihm einer der Gendarmen nach, aber wer bist du denn? — Wer werde ich seyn? Mich ... mich kennt ja jedes Kind auf der Gasse. Was ... was fragt Ihr denn so närrisch, Herr ... Herr Wirth ... Hab .... habe ja schon

tausendmal hier .... hier eingekehrt. — So, und ich bin der Wirth? fragte der Soldat und lachte ihm ins Gesicht. — Ja frei ... freilich seyd Ihr's ... ich .... ich kenne euch ja schon lange ... habe ... habe manches Glas mit .... mit euch geleert .... aber ... aber Ihr seyd ja heute so curios gekleidet .... Ho! Ho! Ho! ... Ja so ... ja so ... ja so, gehört auch ... auch zu der .... der verfluchten Nationalgarde. — Wie, Kerl, fuhr ihn der Wachtmeister an, was redest du da! Ich glaube gar, du bist ein verdammter Royalist. — Ha! Ha! Ha! lachte der Bauer aus vollem Halse, ge ... getroffen, Herr ... Herr Bruder, das ... das bin ich, Gott sey Dank! Es ... es lebe der König! — Bei diesem Ruf fuhren alle Soldaten in die Höhe, der Wachtmeister trat drohend vor den Bauer hin und sagte: „Kerl, weißt du auch, daß du dich um deinen Hals rufest?“ — Was Hals! stammelte Jener, da ... da geht noch viel hinein, gebt ... gebt mir nur ein Glas von ... von eurem besten. — Einen Strick sollst du haben, an dem du baumeln kannst, du Hund von einem Royalisten. Sage mir, Pursche, wer bist du, und hast du einen Paß? —

Paß! Paß! Seit .... seit wann brauche ich denn einen Paß? Ihr .... ihr kennt mich ja .... Seht ... seht doch den ... den Schurken von ... von einem Wirth, der ... der .... will den ... den rothen Jakob von ... von Gourin nimmer ... nimmer kennen! — Das der rothe Jakob von Gourin! ließ sich eine Stimme aus der Ecke des Zimmers hören und der Wirth trat an das Feuer, das mache du einem andern weiß! Den rothen Jakob kenne ich wie mich selbst, aber du und der rothe Jakob von Gourin, das sind zwei Leute. Seht doch den unverschämten Kerl, der mir so ins Angesicht lügen will.“ — Nun, nun beim Teufel, wo ... wo hast du denn deine Augen, daß du mich .... mich nicht kennst? Ha! Ha! Ha! der .... der will den rothen Jakob nicht ... kennen, und ... und ist doch sein ... sein bester Kundmann! Ich ... ich glaube gar ... gar, du ... du bist besoffen. — Hallunke, du mußt besoffen seyn, wenn du dich für den rothen Jakob von Gourin hältst! — Hi! Hi! Hi! lachte der Bauer, der ... der kennt mich nimmer, das ... das ist ein Spaß! — Der Spaß könnte dir schlecht bekommen, Freund, fiel

der Wachtmeister ein, wenn du dich für Jemand ausgibst, der du nicht bist. Sage mir doch, Wirth, ist er denn der rothe Jakob, oder wie der Kerl sonst heißt? — Da müßte ich ja keine Augen im Kopfe haben, erwiederte der Wirth ärgerlich, wenn ich den für den rothen Jakob hielte. Aber wenn Ihr mir nicht glaubt, so will ich mein ganzes Haus zusammenrufen, und das ganze Dorf dazu, und wenn eine Christenseele sagen kann, daß der da der rothe Jakob sey, so will ich ewig verdammt seyn.

Der Wirth rief seine Hausgenossen zusammen und Alle erklärten einstimmig und auf den ersten Blick, daß der Fremde nicht der rothe Jakob von Gourin sey, den sie gar wohl kennen. „Nun, du Schuft, fuhr ihn der Wachtmeister an, jetzt bist du überwiesen. Gestehe nun sogleich, wer du bist, und was du im Schilde führst? „Der Fremde gerieth in sichtbare Verlegenheit, und seine Trunkenheit, ob wirklich oder affectirt, schien sich zu verlieren, denn er setzte sich aufrecht auf dem Banke und schaute mit ungewissen Blicken von einem Eck des Zimmers zum andern. „Eine Antwort will ich haben, fuhr der

Wachtmeister in barschem Tone fort. Hast du einen Paß? — Ich ... ich, versetzte der Gefragte, während er seine Taschen durchsuchte, ich muß ihn verloren haben. — So, jetzt hast du den Paß verloren, da man dir die Maske abgenommen hat, und da du siehst, daß du mit deiner affektirten Trunkenheit nicht ausreichst! Bist du der rothe Jakob von Gourin, für den du dich ausgibst? — So eigentlich, eigentlich .... — So eigentlich nicht, willst du sagen. — Ja, ja, so eigentlich nicht, sondern .... — Sondern ein anderer, nicht wahr, und zwar ein rechter Hallunke von Royalist, wie wir eben vorig gehört haben? — Hallunke von Royalist! fuhr der Fremde plötzlich trotzig auf, das muß ich mir verbitten! — Nun was bist du denn? Hast du nicht den König leben lassen? — Das habe ich, erwiederte Jener mit gleichem Trotze, und kann es noch einmal thun, wenn Ihr es hören wollt, aber darum bin ich noch lange kein Hallunke, sondern vielmehr ein ehrlicher Mann, der seine Pflicht kennt und weiß, was er thut. — Nun, fiel der Wachtmeister erstaunt ein, diese Unverschämtheit geht doch über Alles, und eine solche

Frechheit ist mir noch nie vorgekommen. Das sagt mir der Kerl mit frecher Stirne ins Gesicht. Am Ende, Pursche, sind wir die Hallunken, weil wir das Königthum verdammen und die Republik lieben? — Das könnte wohl seyn, versetzte der Bauer mit unbegreiflicher Keckheit und blickte dem Soldaten kühn in das Auge. — Das ist wirklich stark, aber Geduld, wir werden ihn die Zeche auf einmal bezahlen lassen. Können wir denn deinen werthen Namen noch nicht erfahren? — Warum denn nicht? Wenn ich nicht der rothe Jakob bin, so bin ich doch der schwarze Laurent. — So, und gehörst ohne Zweifel zu der royalistischen Bande, die sich hier durchgeschlichen hat? — Freilich, und habe mir die Freiheit genommen, eure Sattelgurten durchzuschneiden. Das war ein rechter Spaß. — Sey ruhig, wir wollen dir schon dankbar dafür seyn. Ein einziger Strick wird alles vergelten. — Schönen Dank, ihr seyd sehr gütig; aber der Strick, an den Ihr mich henken wollt, ist noch nicht gedreht. Und was habt Ihr denn gesagt als Ihr eure todte Schildwache fandet? — Hallunke, rief der Wachtmeister zornig, und du er-

innerst mich selbst daran! — Damit Ihr es nicht vergesset; es geht ja auf Eine Rechnung. Nicht wahr, den habe ich in aller Stille expedirt? — Und so sollst du gleich auch expedirt werden, schrie der Wachtmeister in heftiger Wuth. He da! Gendarmen, faßt ihn! — Nur nicht so hitzig, sagte der Bauer gelassen, indem er aufstund und einen Dolch aus dem Busen zog, der Erste, der mir nahe kommt, ist eine Leiche. — Haut den Hund nieder, riefen mehrere zugleich und zogen ihre Säbel. — Da brachte der Schütze schnell zwei Finger seiner linken Hand in den Mund und pfiff darauf, daß es laut hallte. Dieser durchdringende Laut wurde von aussen durch einen ähnlichen beantwortet, in demselben Augenblicke wurde die Thüre gewaltsam aufgestoßen, und die dunkeln Mündungen mehrerer Gewehre starrten in das Zimmer. „Waffen weg!“ rief eine mächtige Stimme, und Guy-le-Geants Riesengestalt zeigte sich am offenen Eingang. »Das hast du brav gemacht. Laurent, fügte er lachend hinzu; sie sind gefangen, wie Mäuse in einer Falle.“ — „Noch nicht, erwiederte der Wachtmeister entschlossen;

wenigstens soll dieser Schurke, der uns angeführt hat, den Triumph nicht erleben." Mit diesen Worten führte er einen Hieb nach dem Kopfe des Schützen, der ihm behend auswich, sich schnell bückte, dem Wachtmeister zwischen die Beine fuhr und ihn der Länge nach niederwarf. Zu gleicher Zeit trat Guy-le-Geant in das Zimmer, pakte zwei Gendarmen an der Brust und stieß ihre Köpfe so heftig zusammen, daß sie betäubt zu Boden fielen. »Waffen weg!" wiederholte er mit seiner Stentorstimme, und die Säbel entfielen den Händen der bestürtzten Soldaten.

Die Gewehre der gefangenen Gendarmen wurden sogleich zerschlagen und ihre Säbel zerbrochen. Nachdem sich die Flüchtlinge durch Speise und Trank erfrischt und mit Fakeln versehen hatten, machten sie sich zum Abmarsch bereit. Vor ihrem Abgang erklärte Heinrich Florimond den gefangenen Soldaten, daß sie jetzt frei seyen, aber der Erste, der ihnen folge, um ihren Weg auszuspähen, werde ohne Gnade niedergeschossen werden. „Gebt Ihr uns euer Wort darauf, euch hier bis am Morgen ruhig

zu halten?“ fragte er den Wachtmeister. — Ich gebe Niemand mein Wort, am wenigsten Feinden der Republik, erwiederte dieser trotzig. Meine Pflicht befiehlt mir, euch zu verfolgen und festzuhalten, wo ich euch finde. — Aber das könnt Ihr jetzt nicht, da Ihr unsere Gefangene seyd. — So bald Ihr uns freigelassen habt, sind wir es nimmer. — Wenn Ihr so wollt, so können wir euch niedermachen, dann sind wir vor eurer Verfolgung sicher. — Das ist Kriegs-Gebrauch und Niemand wird uns verargen, wenn wir für unsere Sicherheit sorgen, fügte Guy-le-Geant finster hinzu. Wollt Ihr uns euer Wort geben oder nicht? — Nein, versetzte der Wachtmeister kurz und entschlossen. — Nun denn, sprach Guy-le-Geant langsam und nachdrücklich, indem er eine Pistole aus dem Gürtel zog. Die Soldaten erblaßten, ihr Anführer aber stund stolz und aufrecht und schaute seinem Gegner trotzig ins Gesicht. Gelassen spannte Guy-le-Geant den Hahn und hob den Arm. Mit gleicher Ruhe stund Jener und keine seiner Augenwimpern zuckte, da er seine Blicke festhielt auf dem tödtlichen Gewehre. Da

ließ Guy-le-Geant den Arm sinken, reichte ihm die Hand und sagte: „Du bist ein tapferer Mann und ich liebe die Leute, die das Herz auf dem rechten Fleck haben. So hundsvöttisch sollst du nicht aus dem Leben scheiden, aber wann du mir im offenen Felde begegnest, dann wirst du an dem Guy deinen Mann finden. Lebe wohl!" — Halt! rief der Anführer der Soldaten dem Scheidenden nach, jetzt hast du freiwillig mein Wort; wir halten Waffenstillstand bis zu Tagesanbruch, und der Teufel soll mich holen, wenn ich euch nicht Alles Gute wünsche, möget Ihr auch zehnmal Royalisten und Aristokraten seyn!

Die Flüchtlinge schlugen den Fußsteig ein, der durch das Moor führte. Einige Stunden von Carhaix trafen sie ihre vermißten Kameraden, die Halt gemacht und sich niedergelegt hatten, um den Anbruch des Tages zu erwarten, weil sie sich nicht getrauten, in der Dunkelheit auf diesem mißlichen Pfade fortzuschreiten. Als der Tag anbrach, hatten sie das Moorfeld überschritten und waren noch drei bis vier Stunden von Quimper entfernt. In dieser Stadt hatten sie Freunde, welche ihnen die Mittel verschaffen

konnten, zur See zu entkommen, um sich in das Departement der Gironde zu werfen und dort den Aufstand gegen den Berg zu organisiren. Bei Tag konnten sie jedoch, in solcher Anzahl und bewaffnet, nicht in Quimper einziehen, ohne Aufsehen zu erregen und Verdacht zu erwecken. Sie lagerten sich nun in einem kleinen Gehölz und beschloßen, den Schüzen, der die Landestracht trug und die Sprache des Landes redete, voraus-zuschicken, um ihre Ankunft zu melden und ihnen eine sichere Zufluchtsstätte zu bereiten. An diesem abgelegenen Orte sollte er sie wiederfinden. Laurent, unermüdlich und zu Allem willig, machte sich auf den Weg. Inzwischen thürmten sich dunkle Wolken am Himmel, und bald fiel der Regen in Strömen; die Bäume gewährten nur geringen Schutz, und in kurzer Zeit waren die armen Flüchtlinge bis auf die Haut durchnäßt. Von Mattigkeit, Hunger und Schlaf überwältigt, lagen sie erschöpft im Morast, während der Regen in Strömen auf sie nieder fiel. In einer solchen Lage sollten sie den ganzen langen Tag zubringen ohne Obdach und ohne Erfrischung, denn ihre geringen Vorräthe waren aufgezehrt. Der

Muth der meisten von ihnen war gebrochen; selbst Heinrich Florimond schwieg düster und lächelte bitter vor sich hin. Nur Guy-le-Geant, dessen eiserner Körper gegen jede Beschwerde gestählt war und dessen unerschütterlicher Muth die Probe eines wechselvollen Lebens bestanden hatte, behielt seine gewohnte Gleichmüthigkeit. „Hm! sagte er trocken und sah munter im Kreise umher, hier ist nicht gut seyn, und die Zeit wird uns verdammt lang werden, bis uns der gute Laurent aus diesem Pfuhl erlöst; aber so oft ich so in der Patsche sitze, schlage ich ein Kapitel meines Lebens auf, wo es mir noch übler ergieng, und da denke ich dann allemal, es ist hier doch noch nicht so schlimm, als dazumal und dazumal u. s. w. Und da sehe ich dann, was der Mensch Alles ertragen kann, und wie er sich durch Muth und Entschlossenheit aus Lagen loswickelt, wo ihm gewisses Verderben zu drohen scheint. Da will ich euch nun gleich eine Geschichte erzählen, die mir in Amerika begegnet ist, als ich unter dem wakern La Fayette diente. Wir stunden bei Newyork in den Bergen, und da schickt man mich dann

auf Recognoscirung aus mit etlichen zwanzig Mann und gibt uns einige befreundete Indianer mit, um uns in den abgelegenen Pfaden der finstern Wälder als Führer zu dienen. Auf einmal stoßen wir auf einen Trupp von mehr als hundert feindlichen Wilden; da ist nun guter Rath theuer. Wir sind fast einen Tagmarsch von unseren äussersten Posten entfernt, und wie sollen wir uns nun, von einer solchen Uebermacht gedrängt, zurückziehen! Fallen wir aber in die Hände dieser Blutmenschen, so ist uns der Tod gewiß, und ehe wir uns umsehen, haben sie unsere Kopfhaut mit ihren Scalpirmessern wegrasirt. Da sage ich also zu meinen Leuten: „Hört, Pursche, jetzt gilt es. Ihr seht die rothen Häute dort und wißt, daß sie keinen Pardon geben, nun so wollen wir unser Leben theuer genug verkaufen, aber so weit ist es noch nicht; sie sind nur fünf oder sechs gegen einen, und wir sind Franzosen, daß ihr das nicht vergeßt! Und wenn's denn seyn muß, und ist nicht anders, so wollen wir sterben, ohne einen Laut von uns zu geben, daß wir unserem Namen Ehre machen, und damit die rothen Hunde nicht sagen können,

die weißen Männer seyen feige Leute.“ Wie ich nun so rede, erheben die Wilden ihr Kriegsgeschrei und schwingen ihre Tomahawks und in hellen Haufen auf uns zu, weil sie uns für eine leichte Beute halten, da wir so wenige sind. Da ich sie nun so auf uns los kommen sehe, sage ich zu meinen Leuten: „Wer mir einen Schuß thut, ehe ich commandire, dem schlage ich den Hirnkasten ein, so wahr ich Guy-le-Geant heiße.“ So bleiben wir denn stehen und rühren uns nicht, und die Feinde immer hitziger auf uns zu, und glauben, wir seyen vor Furcht erstarrt; und wie sie auf dreißig Schritte heran sind, rufe ich aus aller Macht: „Feuer!“ und da purzeln sie haufenweise zusammen, und wir frisch mit dem Bajonett auf sie los, und werfen sie auseinander, bevor sie sich wieder fassen können. Und unsere Indianer erheben ein Freudengeschrei, und werfen sich auf die Todten und Verwundeten, und frisch die Scalpiermesser heraus und ziehen ihnen im Nu die Kopfhäute ab, und die große Schlange, der Anführer der Wilden, war auch unter den Todten. Deßwegen sank ihnen der Muth und sie verfolgten

uns nur noch von ferne und sandten uns verlorene Schüsse zu. Jetzt stieg unsern Leuten der Kamm, und sie fürchteten sich nimmer, wie im Anfang. Da sagte ich zu ihnen: „So ist's brav, Kameraden, und heute habt Ihr dem französischen Namen Ehre gemacht, und so wollen wir mit Gottes Hülfe fortfahren, wenn ihrer auch zweimal so viele wären, und sie haben Respekt vor uns bekommen und werden nicht so gleich wieder anbeißen.“ So ziehen wir uns denn langsam und geschlossen zurück und machen von Zeit zu Zeit Fronte gegen den Feind, wenn er uns zu nahe auf den Leib rückt, und da sich der Tag neigt, erreichen wir glücklich ein Blockhaus, das von einer amerikanischen Wache besetzt ist. Da glauben wir nun wie in Abrahams Schooße zu sitzen, und sind munter und guter Dinge und lachen unsere wilden Feinde aus; aber als der Tag anbricht, sehen wir, daß das Blockhaus von allen Seiten umringt ist, und daß sich die Zahl unserer Feinde verdoppelt und verdreifacht hat. Jetzt beginnen sie unter lautem Jauchzen ihr Feuer, aber wir kümmern uns den Teufel um diesen blinden Lärm, denn hinter unserem

dicken Gebälke sind wir sicher vor den kleinen Kugeln. Da sie sehen, daß sie nichts ausrichten, stellen sie plötzlich das Feuer ein, und ein junger indianischer Häuptling, mit umgekehrtem Tomahawk zum Zeichen des Friedens, nähert sich unserer Feste. Da trete ich heraus ihm entgegen, und er schreitet mit edlem Anstand auf mich zu und spricht: „Ist mein Vater der Anführer der Kinder des großen Königs, die über den salzigen See gekommen sind?“ Ich antworte ihm: „Der Krieger des großen Königs, der unser Vater ist, sind mehr, als des Wilds eurer Wälder und der rothen Häute, die zwischen den beiden Salzseen wohnen, und ihr Anführer ist ein großer Häuptling, ich aber bin nur der Geringsten einer in meinem Volke. Was begehrest du von mir? — Da erwiederte er: „Mein Vater ist ein tapferer Häuptling und unser Volk hat seine Thaten gesehen. So wollen wir nun den weißen Männern freien Abzug geben, wenn Ihr die rothen Häute, unsere Feinde, die mit euch sind, in unsere Hände liefert. — Wer bist du, der du solches begehrst? — Ich bin der Sohn der großen Schlange, die von euren Waffen

gefallen ist und deren Kopfhaut unsere Feinde in ihrem Gürtel tragen. — So gehe hin und verkündige denen, die dich geschickt haben, daß die Kinder des großen Königs, dessen Reich jenseits der salzigen Wasser liegt, Treu und Glauben halten, und die rothen Häute, ihre Freunde, mit ihrer eigenen Brust schützen wollen. — So will mein Vater nicht die Friedenspfeife mit uns rauchen, und es soll Krieg seyn zwischen den Kindern des großen Königs und den Söhnen der großen Schlange? — Werden die Söhne der großen Schlange ihre Freunde und Brüder verrathen und in die Hände ihrer Feinde liefern? — Die Söhne der großen Schlange fürchten den großen Geist und thun, was recht ist. — Das thun die Kinder des großen Königs auch, und so entscheide der gehobene Tomahawk zwischen ihnen und den Söhnen der großen Schlange. — Wie mein Vater will, aber der Sohn der großen Schlange hat geschworen, seines Vaters Kopfhaut aus dem Gürtel seiner Feinde zu nehmen oder zu sterben, erwiederte ruhig der Häuptling der Wilden und entfernte sich mit gemessenen Schritten. — Nun gehe ich zurück in das

Blockhaus und sage zu meinen Leuten: „He da, Kinder! Jetzt wird es Ernst. Die wilden Teufel wollen durchaus die Kopfhaut ihrer großen Schlange haben und an unsern indianischen Bundesgenossen Rache nehmen, und wenn wir die nicht ausliefern, wird der Tanz ärger als je angehen. „Wie, wendete ich mich an den uns befreundeten Häuptling, du Sohn der großen Schildkröte, willst du denn die Kopfhaut der großen Schlange nicht herausgeben? Vielleicht sind sie damit zufrieden und dir hilft sie doch zu nichts. — Mein Vater, versetzte ruhig der Indianer, ist ein großer Krieger und die Kinder des großen Königs gehorchen ihm, und wenn er seinen Mund aufthut, so werden sie den Sohn der großen Schildkröte, euern Freund, binden und in die Hände liefern der Söhne der großen Schlange, so mögen sie ihm dann die Kopfhaut seines Feindes nehmen und ihn an den Feuerpfahl fesseln, und der Sohn der großen Schildkröte wird den Tod leiden und sein Mund soll sich zu keiner Klage öffnen, und die Kinder der großen Schlange werden sagen müssen: „Er ist gestorben wie ein Mann!“ aber so lange der

Odem aus und eingeht in seiner Brust, wird er die Kopfhaut der großen Schlange in seinem Gürtel behalten, und wenn ihn der große Geist glücklich zurückführt zu seinem Volke, so will er sie in seinem Wighwam aufhängen zur Ehre und Freude der Söhne der großen Schildkröte. Mein Vater thue nun, wie er will. — Nun, beim Teufel! fluchte ich, du hast an deiner Kopfhaut eine größere Freude, als ich; aber ein Hundsvott müßte ich seyn, wenn ich einem so wakern Mann und Freund unserer Nation Gewalt anthun sollte, und so bleibt es denn dabei, und die rothen Hunde mögen kommen, wann sie wollen; wir werden schon mit ihnen fertig werden. „Daß ich's nun kurz mache, so gieng der Tanz aufs neue an und das Feuer währte den ganzen Tag, und die rothen Teufel waren wüthender als je und ließen nicht ab, so viele Leute wir ihnen auch ins Gras streckten, und da es Nacht wurde, konnten wir uns ihrer nicht länger erwehren und sahen unser letztes Stündlein nahen. Da machte ich mich denn gefaßt auf die große Reise und sagte zu meinen Leuten: „So laßt uns denn in Gottes Namen sterben, wie es tapfern Männern ziemt

und wohl ansteht, und lebendig wollen wir nicht in ihre Hände fallen, und sie sollen nach unserm Tode noch ein Lied von uns singen und an die Kinder des großen Königs denken, so lange sie leben, die rothen Hunde, die!“ Da rolle ich nun die Pulverfäßchen herein, schlage die Dekel ab und stelle sie der Reihe nach hin, und meine Leute sehen mich an und werden todtbleich. »Nun, ihr Hasenfüße, sage ich, wollt ihr denn lieber scalpirt seyn, als in die Luft fliegen? Und so können wir doch noch einen Schock Feinde mit uns nehmen.“ Da fügen sie sich nun in Gottes Namen, weil es doch nicht anders seyn kann, und ich schlage Feuer und zünde meine Pfeife an und setze mich auf eines der Pulverfäßchen. Und wie ich so da sitze und denke, das ist die letzte Pfeife, die du rauchst, und da willst du sie dir noch recht schmecken lassen, stürzen die Wilden herein, der Sohn der großen Schlange an der Spitze. Da nehme ich die Pfeife aus dem Mund und will sie eben in das Pulverfaß ausklopfen, aber wie sie mich so erblicken, stürzen sie wieder hinaus, als ob der Teufel sie jagte. So kannst du deine Pfeife vollends ausrauchen,

denke ich nun, ehe es ans Auffliegen geht, und rauche fort. Nach einer Weile aber kommt der Sohn der großen Schlange allein zurück mit umgekehrtem Tomahawk und tritt vor mich hin und sagt: „Mein Vater ist ein großer Krieger, und die Kinder der großen Schlange wollen die Friedenspfeife mit ihm rauchen.“ Da könnt Ihr mir glauben, daß ich nicht lange Umstände machte, und daß es mir wohl war, da ich meinen Sitz verließ, und daß mir die Friedenspfeife, die draußen in der Runde umging, besser schmeckte, als die auf dem Pulverfaß. So viel wollte ich damit eigentlich nur sagen, daß man in keiner Lage seines Lebens verzweifeln soll; die Hülfe ist oft näher, als man denkt, und kommt es zum Letzten, und kann nicht anders seyn, nun so muß man dem Tod kühn ins Auge schauen. „Ja, da hast du Recht, Freund Guy, sagte eine Stimme hinter ihm, unverhofft kommt oft.“ — Bist du es, Laurent, erwiederte Guy-le-Geant, indem er sich ruhig umdrehte, ist dir denn etwas in die Quere gekommen, daß du wieder umgekehrt hast? — In die Quere ist mir gerade nichts gekommen, aber ein Bote aus

Quimper, von unsern Freunden abgesandt, ist mir recht willkommen in die Hände gelaufen, und der will uns gleich in sichern Port bringen; aber wir müssen uns trennen und es dürfen unser nicht mehr beisammen bleiben, als ihrer drei bis vier, damit wir keinen Verdacht erregen. — Nun, das heißt Hülfe in der Noth, denn ich muß selbst sagen, daß es nicht gar angenehm ist, hier im Kothe zu liegen, und wenn ich bis in die Nacht hier hätte aushalten müssen, so hätte mich das manchen stillen Fluch gekostet. Ich hoffe doch, daß uns der gute Freund an einen Ort bringen wird, wo wir auch etwas in die Gurgel bekommen werden, sie ist mir gar zu trocken. — Während dieses Zwiegesprächs hatten sich die Flüchtlinge zum Abmarsch fertig gemacht. Ihr neuer Führer brachte sie zuerst in einen abgelegenen Bauerhof, wo sie sich mit schwarzem Brod und Brantwein erquickten und den Anbruch der Nacht erwarteten. Jetzt schlug die Stunde der Trennung, die für Menschen, welche gemeinschaftliche Gefahren überstanden haben, immer bitterer ist, als für Leute, die sich im Sonnenscheine des Lebens begegnen und wieder

verlassen. Guy-le-Geant und der Schütze schlossen sich an Heinrich Florimond an. Der Schütze, der die Gegend genau kannte, brachte sie in ein kleines Fischerdorf unfern der Küste, wo sie den Zeitpunkt ihrer Einschiffung in Ruhe und Sicherheit abwarten konnten. Hier brachten sie mehrere Monate zu, welche Zeit der Schütze benützte, ihnen eine sichere Gelegenheit zur See zu verschaffen. Von Zeit zu Zeit mußten sie ihr Asyl wechseln, um kein Aufsehen zu machen und die Verfolger auf ihre Spur zu leiten, wenn sie zu lange an einem Orte verweilten.

Endlich erschien der Tag der Einschiffung, und die drei Reisenden begaben sich in der Nacht an das Ufer des Meeres, um das Boot zu besteigen, das sie an einem bestimmten Punkt einnehmen und an Bord bringen sollte. Sie stiegen in einem am Strande gelegenen Wirthshause ab, um dort die Ankunft des Boots zu erwarten. Mit Tagesanbruch erreichten sie das Schiff, das sie in das Departement der Gironde bringen sollte. Gegen Mittag erblickten sie am fernen Horizont fünf Schiffe, die zirkelförmig aufgestellt waren. Der Capitän richtete sein

Fernrohr auf sie; alle blickten auf ihn und erwarteten seinen Ausspruch. „Noch kann ich nichts mit Sicherheit unterscheiden, sagte er, wir müssen erst näher kommen.“ Das Fahrzeug fuhr mit vollem Winde dahin und der Capitän richtete von Zeit zu Zeit sein Fernrohr auf die fremden Schiffe. Die Matrosen sammelten sich um ihn und beobachteten alle seine Bewegungen und Mienen. Nach und nach erhob sich ein Gemurmel und man hörte deutlich unter dem Haufen in murrendem, drohendem Tone die Worte ausstoßen: „Englische Kaper! Zurück, in den Hafen! Wir wollen nicht auf die brittischen Pontons!“ — Wenn wir in den Hafen zurücksegeln, so sind wir verloren und Sie mit uns, weil Sie Geächtete heimlich und ohne Paß wegführen, flüsterte Florimond dem Capitän zu. — Wir wollen schon mit den Meutern fertig werden, fügte Guy-le-Geant hinzu, Laurent und ich stehen unsern Mann. — Inzwischen trat der Lieutenant, der etwas betrunken war, auf den Capitän zu und sagte in barschem Tone: „Hört einmal, Capitän, unsere Leute wollen die Segel einziehen, und sie sind keine solche Narren, daß sie sich selbst den

Engländern in die Hände liefern wollen, und so haben sie mich hergeschickt, euch dieß zu sagen. So seyd nun so gut und gebt den Befehl zum Einreffen der Segel. — He da, Lieutenant! erwiederte der Capitän mit gerunzelter Stirne, wißt Ihr, wer das Schiff commandirt? Und wie könnt Ihr euch zum Abgesandten meuterischer Matrosen brauchen lassen? Bringt sie den Augenblick da her, damit ich ihnen sage, was die Schiffsgesetze sind und wer hier Herr ist. — Der Lieutenant zauderte einen Augenblick. Da er aber die entschlossene Haltung des Capitäns sah, ging er brummend weg, den erhaltenen Befehl zu vollziehen. Als die Matrosen finster schweigend um den Capitän herstunden, warf er erst seine strengen Blicke von einem auf den andern, erhob dann seine Stimme und sprach mit entschlossener Miene: „Hört mich ruhig an und daß mir Keiner den Mund aufthut. Kennt Ihr die Schiffsgesetze? Ich bin Herr auf dem Schiffe, und was ich befehle, muß geschehen, und Niemand hat mir etwas darein zu reden. Wehe dem, der nicht gehorcht, wie er soll! Und wenn die Schiffe, die Ihr dort seht, englische Kaper wären, so müßt

Ihr doch segeln, wie ich es für gut finde; aber eure Furcht ist eitel; ich habe jene Fahrzeuge beobachtet, ich verstehe mich darauf, es sind französische Schiffe. Deßhalb habe ich beschlossen, vorwärts zu gehen. Nun schweigt und gehorcht.“ Die Meuterer zauderten ein wenig; als sie aber sahen, daß die drei Reisenden, welche wohl bewaffnet waren, an die Seite des Capitäns traten und daß einige getreue Matrosen sich an sie anschloßen, entfernten sie sich murrend und gingen an die Arbeit. Der Capitän richtete abermals sein Fernrohr auf die fremden Schiffe; bald zeigten sich noch mehr Segel am fernsten Horizont. Das Schiff segelte mit dem Winde, und sie kamen immer näher. „Es sind Kriegsschiffe von der Brester Flotte,“ sagte der Capitän, nachdem er nochmals durch das Fernrohr geblickt hatte. — Da tappen wir recht hinein, erwiederte der Schütze, was ist zu machen, wenn sie visitiren? — Hm! versetzte der Capitän mit Achselzucken, die Kriegsschiffe haben zwar Befehl, alle Schiffe in See zu visitiren, um sich zu überzeugen, daß sie keine verdächtigen Passagiere an Bord haben, aber sie nehmen sich größtentheils die

Mühe nicht, oder begnügen sich doch mit der einfachen Frage, ob Passagiere an Bord seyen. — Wie nun, wenn sie fragen? — Dann antworte ich mit Nein. — Ist es denn nicht möglich, die Kriegsschiffe zu vermeiden? fragte Florimond. — Jetzt nimmer, da sie uns einmal im Auge haben; das würde uns nur noch verdächtiger machen. In Gottes Namen denn, so geht in die Kajütte und laßt euch nicht blicken, sonst könnten wir uns leicht eine Visitation zuziehen.

Die drei Reisenden befolgten den Rath und setzten sich in der Kajütte so, daß sie nicht gesehen werden konnten. Die Kriegsschiffe fuhren mit schwachen Segeln und traten immer größer und deutlicher am Horizont herauf. Der Capitän näherte sich möglichst dem Ufer, um zwischen der Küste und der Kriegsflotte durchzufahren, ohne angerufen zu werden. So segelte er allmählig seitwärts und hoffte bereits, daß ihm seine List gelingen werde; als plötzlich eine der kleineren Fregatten, die der Küste näher fuhr, beilegte, um, wie es schien, das Schiff zu erwarten und anzurufen. Mehrere ängstliche Minuten vergien-

gen, ehe man auf Sprachrohrweite kam. „Was ist zu thun, wenn sie kommen?“ fragte Heinrich Florimond zu Guy-le-Geant gewendet. — Hm! erwiederte dieser gelassen, da fragst du mich mehr, als ich dir zu beantworten weiß. Die Wahl ist nicht groß. Erwischen sie uns, so ist uns der Tod gewiß. Uns zur Wehr setzen? Das wäre Tollheit. Was vermögen drei Mann gegen die ganze Mannschaft eines Kriegsschiffes, und warum sollten wir unnützes Blut vergießen, da wir ohne Hoffnung des Sieges sind? Das ist also nichts. Oder sollen wir uns selbst entleiben? Das ist freilich gleich geschehen, den Pistolenlauf in den Mund und ein Druck, dann sind wir fertig und kommen mit Extrapost im Himmel an; aber ich weiß nicht, der Selbstmord widerstreitet meinem Gefühl, und so will ich mich lieber in ihre Hände geben und sagen: Da habt ihr den Guy, macht mit ihm, was ihr wollt. Was sagst denn du dazu, Laurent? — Was werde ich sagen! Nichts. Wo sich nichts thun läßt, ist auch nichts zu sagen. Wehren können wir uns nicht, todtschießen wollen wir uns nicht. Nun, so müssen wir uns eben fangen

lassen, und da werden sie uns fest genug halten und kurzen Prozeß mit uns machen. Desto besser, wenn es einmal seyn muß, so liebe ich die vielen Umstände nicht. Freilich, wenn ich da einen verstohlenen Blick zum Kajüttenfenster hinauswerfe, so sehe ich, daß das Ufer nahe genug ist, höchstens eine Seemeile, und der Laurent ist keiner der schlechtesten Schwimmer. Ein Sprung aus dem Fenster, plump, liegt er im Meere, und sie haben ihn gesehen. — Plump also, du Narr, warum springst du denn nicht? Du siehst ja doch, daß wir der verfluchten Fregatte immer näher kommen, und dann möchte es zu spät seyn, sagte Guy-le-Geant ermunternd zu ihm. — Wo bleibt dann aber ihr? — Dummkopf, im Trokenen, wo wir uns jetzt befinden, weil wir keine Wasserratten sind, wie du. — Nun, da bleibt der Laurent auch. — Was kann uns das helfen, wenn sie dich auch unter das Messer bringen. Einfaltspinsel, spring und rette dich! — Sage mir, Guy, würdest du den Sprung thun und deine Freunde zurücklassen? — Davon ist jetzt keine Rede, du weißt ja, daß ich nicht schwimmen kann wie ein Fisch. Du

bist aber ein Schwimmer, wie es wenige gibt, und wirst leicht das Ufer erreichen. – Ja, ja, versetzte der Schütze zufrieden lächelnd, das wäre mir ein Spaß; ich habe es schon noch einmal so weit gewagt; aber der Laurent ist ein eigener Kerl; seht, er hat euch jetzt liebgewonnen, als ob ihr mit ihm an einer Brust getrunken hättet, und wenn ihr umkommt, so mag er auch nimmer leben. — Nun, so sey ein Esel, wenn du durchaus einer seyn willst, sagte Guy-le-Geant zu ihm in einem Tone, der zornig seyn sollte, aber seine Stimme war weich und er fuhr mit dem Ermel seiner Jacke über die Augen.

In diesem Augenblicke schallte der rauhe Ton des Sprachrohrs über die Wellen her: Ho! Ho! Schiff! Der Capitän antwortete vom Verdeck im nämlichen Tone: Ho! Ho! — Euer Name? — Die Schwalbe. — Woher? — Von Brest. — Capitän? — Jean Garnier? — Warum habt Ihr euch nicht an das Convoi angeschlossen? — Ich hatte noch nicht volle Ladung und hoffte, die Flotte noch zu erreichen. — Ihr müßt ein schlechter Segler seyn und macht eurem Namen keine Ehre. — Die Schwalbe

segelt, so gut sie kann. — Habt Ihr Passagiere an Bord? — Bei dieser Frage hielten die Reisenden in der Kajütte in ängstlicher Erwartung den Athem an sich. Als ein bestimmtes Nein! des Capitäns über die Wellen hin ertönte, athmeten sie wieder leichter.

Schon hielten sie sich ganz ausser Gefahr, als sie plötzlich eine Schaluppe von der Fregatte abstoßen sahen. „Jetzt ist es zu Ende mit uns, sagte Guy-le-Geant resignirt, und wir können der Welt gute Nacht sagen; sie kommen zur Visitation. Mich dauert nur der arme Teufel, unser Capitän, der so gutmüthig war, uns an Bord zu nehmen. Er soll nur dreist läugnen, fiel der Schütze ein; vielleicht lügt er sich hinaus; wir wollen ihm einen Wink geben, daß wir ihn nicht verrathen werden. — So sind wir also am Ziele, sprach Florimond, düster vor sich hinblickend, und das Trauerspiel neigt sich zu Ende. — Es ist doch verdammt ärgerlich, fuhr Guy-le-Geant fort, daß sie uns zuletzt doch noch erwischen, nachdem wir so vielen Gefahren glücklich entgangen sind. — Ja, wenn wir das gewußt hätten, konnten wir uns manche Mühe

und Beschwerde ersparen; aber der Mensch wehrt sich für sein Leben, so lange er kann, fügte der Schütze mit ziemlicher Gleichgültigkeit hinzu. — In diesem Augenblicke rief der Bootsführer mit starker Stimme: „Werft uns ein Tau zu.“ Bei diesen Worten fuhr Laurent freudig auf und sagte mit gedämpfter Stimme: „Wir sind gerettet; das Boot ist blos abgeschickt, uns an das Schlepptau zu nehmen.“ So war es auch, denn so bald das Tau hinübergeworfen war, segelte das Boot wieder der Fregatte zu.

Die Fregatte boegsirte das Schiff, bis sie das Convoi erreicht hatte. Jetzt trat der Capitän in die Kajütte mit den Worten: „Gott sey Dank! dißmal sind wir glücklich entwischt. Das Herz schlug mir, als ich das Boot abstossen sah. Jetzt, dachte ich, wird visitirt, und da ist es um uns geschehen.« — Wir saßen auch nicht warm da unten in der Kajütte, fiel G u y-l e-G e a n t ein; ich bin gerade keiner von den Furchtsamsten und wer mich kennt, der weiß, daß das nicht gelogen ist, aber als ich die Ruder der Matrosen plätschern und das Boot über den Spiegel der See daher gleiten sah, da lief es mir eiskalt den

Bukel hinauf. Warum? Weil ich, wie die Sachen stunden, nicht einmal die Freude haben konnte, mich für mein Leben zu schlagen und ein paar Hundsvötter in den Sand zu strecken. Aber sollte ich meinen Zorn an diesen armen Matrosen auslassen, die uns gewiß Alles Gute wünschten, und was hätte es auch geholfen! So ist es jezt doch besser und es ist mir ganz leicht um die Brust, daß wir der Gefahr entgangen sind. — Ho! Ho! Freund Guy, unterbrach ihn der Schüze, da bist du auf einer falschen Fährte, wenn du das meinst. Der Gefahr entgangen! Noch lange nicht, Bruder. Wenn sie uns jezt auch in Ruhe lassen, so visitiren sie uns doch gewiß, wann wir in die Gironde einlaufen. — Ist das richtig? fragte Heinrich Florimond den Capitän. — Es ist leider nur zu wahr, und da müssen wir nun auf Mittel denken, entweder dieser Visitation zu entgehen oder euch aus dem Schiffe zu entfernen, ehe visitirt wird. Du bist ein Mann vom Handwerk, Laurent, was sagst du dazu? — Hm! erwiederte der Schleichhändler, jezt könnt Ihr noch kein Boot aussezen, um uns an die Küste zu bringen, denn

wir müßten an der Mündung der Loire landen, und meine beiden Kameraden möchten nicht gerne einem Streifcorps der Vendeer in die Hände fallen; zwar was mich betrifft, so würde ich mir wenig daraus machen, mit ihnen zusammenzutreffen, denn ich kenne ihr Wesen, und es sind da aus vorigen Zeiten gute Cameraden darunter, weil leider der Schleichhandel jetzt darnieder liegt. Wenn wir aber in der Mündung der Gironde vor Anker gehen, so wird es schwierig seyn, mitten aus der Flotte ein Boot abstoßen zu lassen, das den Wachtschiffen nicht in die Hände fiele, denn dort sind sie wegen der Visitation sehr wachsam. Ich will gerade nicht sagen, daß es keinen bessern Rath gebe, als den meinen; aber was mich betrifft, so halte ich es für das Beste, wenn wir uns von dem Convoi wegstehlen. — Das wird auch nicht so leicht seyn, wendete der Capitän mit Achselzucken ein. — Ist nicht gar schwer; die Schwalbe ist ein guter Segler, wie ich sehe; die Nacht kommt, nun halten wir allmählig immer mehr Seewärts, bis wir uns nach und nach aus dem Gesichte der Kreuzer verlieren, und dann spannen wir alle Segel auf,

um die hohe See zu gewinnen. — Das Manoeuver ist gut und zur Nachtzeit nicht besonders schwer auszuführen, aber einen Umstand habt Ihr vergessen: die englischen Kaper, die uns bald am Kragen haben werden, wenn wir uns zu weit von der Küste entfernen. — Ist nicht so gefährlich, sie werden sich aus dem Staube gemacht haben, da die große Brester Flotte in See ist, und zudem, der Convoi segelt langsam und wir können immer wieder dem Lande zu halten, wann wir erst einen Vorsprung gewonnen haben. — Der Rath des Schleichhändlers wurde befolgt, und als der Tag anbrach, hatte die Schwalbe das Convoi gänzlich aus dem Gesichte verloren. Sie hatten nichts als Himmel und Wasser vor sich; aber ungefähr um die zehente Morgenstunde signalisirte die Wache auf dem Mastkorb ein Schiff seewärts. Der Capitän richtete sogleich sein Fernrohr auf dasselbe. Nachdem er es eine Weile beobachtet hatte, sagte er: „Es ist mit Segeln bedeckt und steuert zwischen uns und der Küste.“ — So kann es ein Schnellsegler unserer Flotte seyn, der ihre Linie umschwärmt, sagte der Schleichhändler. —

Eben so gut auch ein englischer Kaper, der sich landwärts hält, um aufzufangen, was seewärts kommt, erwiederte der Capitän. — Ist auch möglich. Wir müssen noch ein wenig zusehen, um zu wissen, was zu thun ist. Laßt das Schiff nur immer im nämlichen Laufe. — Da ist freilich nichts anderes zu machen, denn wenn wir plötzlich seewärts halten, so verfolgt er uns, er mag Engländer oder Franzose seyn.

Der Körper des fremden Schiffes stieg aus dem Wasser empor und die Seite, die es der Schwalbe zukehrte, zeigte eine Reihe Kanonen. „Es ist eine Brigg, die sechs Stück auf jeder Seite führt", sagte der Capitän. — Fast zu stark für einen gewöhnlichen Corsaren, fiel der Schleichhändler ein. — Sie haben solche, die es mit einem kleinen Kriegsschiff aufnehmen; wenn es aber auch kein Kaper ist, so kann es leicht ein englischer Kreuzer seyn, der die Brester Flotte beobachtet. — Er scheint sich nicht viel um uns zu kümmern und er muß uns doch schon lange gesehen haben, sagte Guy-le-Geant. — Weil er sieht, daß wir ruhig unsern Lauf halten; so wie wir anders manoeuvrirten, würde er uns

bald auf den Hacken seyn, erwiederte ihm Laurent.

In diesem Augenblick erhob sich von der andern Seite des Verdecks ein Geschrei; sie eilten sogleich dahin. „Was gibt es?“ fragte der Capitän die Matrosen, die unverwandt auf einen Punkt blickten. Schreckenbleich deuteten sie auf einen Gegenstand, der auf dem Meere daher schwamm: es war ein langes schmales Fahrzeug von niederem Bord, das kaum über die Wellen, die etwas hochgiengen, hervorragte; das leichte schlanke Mastwerk war nur mit wenigen Segeln bedeckt, und auf dem Verdeck zeigte sich keine lebendige Seele, so daß das Schiff ein belebtes Wesen schien, das, von unsichtbarer Hand getrieben, gespenstig über die Wellen daher fuhr. „Zum Teufel! sagte Guy-le-Geant verwundert, was erschreckt Ihr denn vor diesem lumpigen Schifflein, das nicht viel größer ist, als eine tüchtige Schaluppe, und nur etliche Dreipfünder führt, wie ich sehe? — Da verstehst du viel davon, fuhr ihn der Schleichhändler an; man sieht wohl, daß du auf dem Wasser noch ein Fremdling bist, trotz deiner Fahrt in

die andere Welt. He da! rief er dem versteinerten Schiffsvolke zu, laßt den Laurent machen, wenn irgend noch zu helfen ist. — Der Capitän winkte ihm zustimmend, und sogleich befahl der Schleichhändler, die Lucken zu öffnen.“ Vielleicht, sagte er, während er mit vieler Sorgfalt eine Kanone richtete, können wir den Satan noch in Grund bohren, ehe er uns entert. „Der Schuß fiel und Alle rekten die Köpfe aus, um dessen Wirkung zu beobachten.“ Der Teufel treffe eine solche Seemöwe, sagte Laurent verdrießlich, die auf den Wellen daher tanzt und nicht über zwölf Zoll Bord bietet, ich will sehen, ob ich ihnen nicht den Mast abschießen oder ein Loch durch die Segel machen kann. „Auf dem feindlichen Schiffe rührte sich noch immer nichts und kein lebendes Wesen ließ sich blicken. Guy-le-Geant schaute mit sichtbarem Staunen auf das zauberhafte Fahrzeug, das ohne alle fremde Leitung, wie ein mit Verstand begabtes Geschöpf, die Wellen zu durchschneiden schien.“ Zum Henker auch, sagte er, ich begreife das Dings da nicht; wovor fürchtet ihr euch denn? Ich sehe ja keinen lebenden Menschen an Bord. — Weil

du nicht unter das Verdeck sehen kannst, belehrte ihn der Schleichhändler, während er seine Kanone mit noch größerer Sorgfalt richtete, als das erstemal; dort wimmelt es von Leuten und sie liegen vermuthlich auf einander gepakt wie Häringe, aber wann sich erst der Schlund öffnet, werden sie dem Bauche des Fahrzeugs entsteigen, wie Schatten der Geister dem Grabe entschweben. „Der Schuß fiel und durchlöcherte ein Segel. Sogleich tauchten zwei Gestalten auf dem Verdecke des wunderbaren Fahrzeugs auf, und im Nu war das zerschossene Segel eingerefft und ein anderes aufgezogen.“ So hole euch Dieser und Jener, fluchte der Schütze, noch einen einzigen Schuß kann ich thun, dann sind sie unter unsern Kanonen, aber dazu will ich mir auch Zeit nehmen, und wann die Kugel eure verfluchte Badewanne trifft, so wird sie hoffentlich ein Loch machen, das euch in den Grund bohrt, denn eure Planken sind ja nicht dicker, als die Daugen einer Wassertonne.“

Inzwischen fiel von der andern Seite ein Schuß. „Ha! sagte der Schütze, indem er sich von seiner Kanone aufrichtete, der da üben läßt

die andere Welt. He da! rief er dem versteinerten Schiffsvolke zu, laßt den Laurent machen, wenn irgend noch zu helfen ist. — Der Capitän winkte ihm zustimmend, und sogleich befahl der Schleichhändler, die Lucken zu öffnen.“ Vielleicht, sagte er, während er mit vieler Sorgfalt eine Kanone richtete, können wir den Satan noch in Grund bohren, ehe er uns entert. „Der Schuß fiel und Alle rekten die Köpfe aus, um dessen Wirkung zu beobachten.“ Der Teufel treffe eine solche Seemöwe, sagte Laurent verdrießlich, die auf den Wellen daher tanzt und nicht über zwölf Zoll Bord bietet, ich will sehen, ob ich ihnen nicht den Mast abschießen oder ein Loch durch die Segel machen kann. „Auf dem feindlichen Schiffe rührte sich noch immer nichts und kein lebendes Wesen ließ sich blicken. Guy-le-Geant schaute mit sichtbarem Staunen auf das zauberhafte Fahrzeug, das ohne alle fremde Leitung, wie ein mit Verstand begabtes Geschöpf, die Wellen zu durchschneiden schien.“ Zum Henker auch, sagte er, ich begreife das Dings da nicht; wovor fürchtet ihr euch denn? Ich sehe ja keinen lebenden Menschen an Bord. — Weil

du nicht unter das Verdeck sehen kannst, belehrte ihn der Schleichhändler, während er seine Kanone mit noch größerer Sorgfalt richtete, als das erstemal; dort wimmelt es von Leuten und sie liegen vermuthlich auf einander gepakt wie Häringe, aber wann sich erst der Schlund öffnet, werden sie dem Bauche des Fahrzeugs entsteigen, wie Schatten der Geister dem Grabe entschweben. „Der Schuß fiel und durchlöcherte ein Segel. Sogleich tauchten zwei Gestalten auf dem Verdecke des wunderbaren Fahrzeugs auf, und im Nu war das zerschossene Segel eingerefft und ein anderes aufgezogen.“ So hole euch Dieser und Jener, fluchte der Schütze, noch einen einzigen Schuß kann ich thun, dann sind sie unter unsern Kanonen, aber dazu will ich mir auch Zeit nehmen, und wann die Kugel eure verfluchte Badewanne trifft, so wird sie hoffentlich ein Loch machen, das euch in den Grund bohrt, denn eure Planken sind ja nicht dicker, als die Daugen einer Wassertonne.“

Inzwischen fiel von der andern Seite ein Schuß. „Ha! sagte der Schütze, indem er sich von seiner Kanone aufrichtete, der da üben läßt

sich auch hören. Das braucht es noch, daß wir zwischen zwei Feuer kämen! Seht doch einmal nach, Capitän, was es ist.“ Der Capitän eilte mit Guy und Florimond hinüber. Eben bedeckte sich die Seite der fremden Brigg mit Rauch und ein zweiter Signalschuß fiel. „Was meint Ihr, fragte der Capitän seinen Lieutenant, sollen wir die Flagge aufziehen?“ — Wir riskiren nichts dabei, erwiederte dieser; ist es ein Engländer, so können wir ihm doch nicht entgehen; ist es ein Franzose, kann er uns zu Hülfe kommen. — Aber .... versetzte der Capitän bedenklich und warf einen Blick auf die beiden Passagiere, die ihm zur Seite stunden. — Wegen uns, entgegnete Florimond ohne Zögern, sollt Ihr nicht in englische Gefangenschaft gerathen, wir wissen uns in unser Schicksal zu ergeben. — „Ja, fügte Guy-le-Geant hinzu, und ich will mit diesen englischen Hunden selbst noch einen Tanz wagen, ehe es mit mir zu Ende geht.“ Mit diesen Worten ergriff er einen der breiten Schiffssäbel und ein paar geladene Pistolen, die schon zur Gegenwehr auf dem Verdeck ausgebreitet lagen. „Flagge auf!“ rief der Capitän;

ein Matrose zog an der Schnur und die dreifarbige Flagge wehte von der Höhe des Mastes. Jetzt blickten Alle begierig auf das fremde Schiff. „Die drei Farben! Die drei Farben!" jubelten sie plötzlich, als sie die Flagge der Republik auf ihm wehen sahen. „Das ist unser Todeswimpel, sagte Guy-le-Geant gelassen zu Florimond, aber zuvor wollen wir noch ein Wort mit den Herrn Engländern sprechen." Mit diesen Worten eilte er auf die andere Seite des Verdecks.

Eben hatte der Schütze seinen Meisterschuß gethan; er war gut gerathen und hatte das feindliche Verdeck gestreift und einen Theil seines Bords weggenommen, ohne ihm jedoch weiteren Schaden zuzufügen. „Jetzt ist es aus mit dem Schießen, sagte er betrübt zu Guy-le-Geant, der neben ihn getreten war, und wir werden bald alle Hände voll zu thun bekommen." — Desto besser, versetzte dieser, und da drüben kommt uns auch ein Franzose zu Hülfe. — Der wird zu spät kommen, und wenn sie uns vorher entern, können sie es wohl mit der Brigg aufnehmen, denn diese Kaper haben viele Mann-

schaft und unser Schiff ist stark, und kann wohl einen ordentlichen Puff ertragen. – Nun, wir halten uns, so lange wir können, um unsern Freunden Zeit zur Hülfe zu geben; aber ich wundere mich doch, daß sich da üben immer noch nichts rührt, denn jetzt sind sie doch zimlich nahe. — Geduld, Bruder Guy, du wirst nimmer lange warten dürfen; ich verstehe mich auf diese Dinge und bin selbst mehr als einmal im Bauche eines Corsaren gelegen.

Kaum hatte der Schütze diese Worte gesprochen, so zeigte sich das feindliche Verdeck in Rauch gehüllt, und um und um schlugen Gewehrkugeln an den Bord des Schiffs und an die Masten; ein Matrose stürzte an Guy's Seite getroffen nieder. „Jetzt wird es Ernst, sagte dieser und barg seinen langen Körper hinter dem hohen Bord; die übrigen folgten seinem Beispiele. Immer erblickte man nur noch einzelne Köpfe, die sich von Zeit zu Zeit über das feindliche Verdeck erhoben. „Sie schiessen auf dem Bauche liegend, sagte der Schleichhändler, aber bald wird ihr Verdeck von Menschen wimmeln, wann sie nahe genug sind.“ — Sollen

wir ihnen nicht auch einige Kugeln zuschicken? fragte Guy-le-Geant. — Wozu, Bruder, spart euer Feuer, bis sich das Verdeck gefüllt hat; ihr werdet es wohl noch brauchen können.

Jetzt war das feindliche Fahrzeug nur noch etwa fünfzig Schritte entfernt, da fielen plötzlich die Segel und das Verdeck füllte sich mit einer schwarzen Menschenmasse, die Kopf an Kopf gedrängt stand. Ueber ihren Häuptern erhoben sich blinkende Schwerder und lange Lanzen, und ein hundertstimmiges Geschrei aus rauhen Kehlen stieg in die Lüfte. »Jetzt, rief der Schleichhändler mit lauter Stimme, jetzt gebt Feuer!“ Einige Feinde stürzten. „Spart die Pistolen, bis sie entern!“ ermahnte der Schüze, da er sah, daß einige Matrosen anlegten. Im nämlichen Augenblicke stießen die beiden Fahrzeuge zusammen, und der Corsar warf seine Enterhacken aus. Jubelnd erstieg ein Theil seiner Mannschaft die Wand des Schiffs, während der andere ein ununterbrochenes Feuer unterhielt. Ein Kopf ragte über den Bord empor, wo Guy-le-Geant stund. Kaltblütig hielt er seine Pistole auf die Stirne des Feindes und drükte ab; aber schon

zeigte sich neben ihm ein anderer; ein zweiter Pistolenschuß strekte ihn nieder. Die Hand eines Feindes legte sich am Bord auf, sie wurde abgehauen. Alles dieß war das Werk eines Augenblicks, aber der Feinde waren zu viele, und von allen Seiten wurde das Verdeck erstiegen. Ein furchtbares, betäubendes Geschrei stieg in die Wolken; dazwischen knallten einzelne Pistolenschüsse. Guy-le-Geant, von Florimond und einigen Matrosen unterstüzt, warf sich mitten unter die Feinde und hieb mit seinem breiten Säbel um sich, während ihnen der Schüze mit dem Capitän und Lieutenant auf einer andern Seite die Spize bot.

Inzwischen sah man die Brigg mit vollen Segeln herankommen. Beide streitende Theile warfen von Zeit zu Zeit einen schnellen Blick auf das Fahrzeug, das, mit blähender Leinwand bedeckt, majestätisch im Winde daherflog; beide Theile befeuerten seine schwellenden Segel mit frischem Muthe, diese zum Widerstand, bis es Hülfe bringe, jene zum Angriff, um des Schiffes Meister zu werden, ehe sie einen neuen Gegner zu bekämpfen hatten. „Halloh! Rule Bri-

tannia! Munter, ihr Söhne Altenglands unter den Fittigen des Adlers!“ rief der feindliche Capitän, auf den Namen seines Raubschiffes anspielend, und befeuerte seine Streiter zu neuer Kampfeslust. „Hoch lebe die Republik! Noch wehen die drei Farben!“ entgegnete ihm Guy-le-Geant, zum Mastkorb aufblickend, und warf sich in den dichtesten Haufen der Feinde. In diesem Augenblicke rasselte die Flagge nieder, die ein feindlicher Matrose herabgelassen hatte, und ein Triumphgeschrei der Corsaren begleitete ihren Fall. Guy-le-Geant stürzte auf den Matrosen zu und hieb ihn mit einem Streiche nieder, während Florimond die Flagge wieder aufzog, daß sie hoch in den Lüften flatterte. „Noch wehen die drei Farben!“ wiederholte Guy-le-Geant mit seiner Donnerstimme, und um den großen Mast erhob sich ein verzweifeltes Gefecht.

Jetzt zum erstenmal donnerten die Kanonen der Brigg und einige Kugeln schlugen an Bord des Schiffes. Die Mannschaft beantwortete die Salve durch ein Freudengeschrei. „Um mich her, Söhne des Adlers!“ rief der feindliche Capitän mit gewaltiger Stimme und sammelte seine

Mannschaft zu einem entscheidenden Angriff. „Auf, auf, gallischer Hahn! Und breite deine Flügel aus!“ erwiederte ihm Guy-le-Geant und ermunterte die Seinen zum Widerstand. Da plötzlich sah er sich von hinten angegriffen und hörte des Schützen Stimme rufen: „Zurück, zurück, in den Raum!“ Als er den Kopf umwendete, verschwand eben der Schütze in einer Lucke des Verdecks. „Mir nach!“ rief er, schnell entschlossen, und stürtzte der Treppe der Kajütte zu. Florimond und einige Matrosen folgten ihm; die übrigen wurden niedergemacht oder gefangen.

„Was nun weiter?“ fragte unten Guy-le-Geant den Schützen, indem er sich Blut und Schweiß von der Stirne wischte. „Was nun?“ erwiederte dieser mit seinem gewöhnlichen Gleichmuth. Da sitzen wir jetzt, wie die Mäuse in der Falle; aber noch ist nichts verloren, und der Laurent hat sich schon oft in schlimmern Lagen befunden. Herunter lassen wir Niemand, und sie werden oben alle Hände voll zu thun haben, wenn sie mit der Brigg fertig werden wollen. Merken wir, daß sie im Gedränge sind,

so machen wir einen Ausfall. — Wo ist der Capitän? fragte Florimond. — Gefangen; er stolperte und fiel, da warfen sie sich auf ihn; ich weiß nicht, ob er etwas aufs Dach bekommen hat. — Und der Lieutenant? — Dem haben sie den Rest gegeben; eine Pistolenkugel hat ihm das Gehirn zerschmettert.

In diesem Augenblicke gab die Brigg eine volle Ladung. „Unsere Freunde lassen sich hören, sagte der Schütze zufrieden; horcht, wie sie auf dem Verdecke laufen, sie werden ihnen gleich die Antwort geben.“ Der Donner der Kanonen erschütterte das Schiff. „Die Antwort war etwas schwach, sprach der Schütze, ein Kauffahrer führt freilich nicht so viel Geschütz, dagegen sind die Pursche der Brigg an Mannschaft überlegen oder doch wenigstens gleich; wenn es daher zum Entern kommt, wie ich hoffe, so müssen wir uns auch rühren.“ Der Donner des Geschützes dauerte ununterbrochen fort, und man hörte unten, daß die Schiffe sich immer näher kamen. „Jetzt haltet euch fertig, ermahnte der Schütze seine Gefährten, und wann die Schiffe zusammenstoßen, so öffnen wir die Lucken und machen einen Aus-

fall. Wenn wir nur erst oben wären, das ist das Schwierigste bei der Sache, denn sie werden uns beim Hinaufsteigen nicht schlecht empfangen.“ Jetzt verdoppelte sich das Brüllen des Geschützes und man hörte das Geschrei der Kämpfenden auf den beiden Verdecken. „Jetzt aufgepaßt, rief Laurent aus, sie werden bald zusammenstoßen und einander in die Lucken feuern. Dann nur schnell hinauf, und bückt euch, wenn ihr oben seyd, daß sie über euch wegschießen. Ho! Ho! da rumpeln sie zusammen. Frisch auf, folgt mir!“

Ein heftiger Stoß erschütterte das Schiff und zugleich krachten die feindlichen Kanonen in furchtbarer Nähe. Ein lautes Hurrah der Kämpfenden schallte in die Lüfte. Der Schütze drückte an der Lucke, um sie zu öffnen. „Zum Teufel! sagte er verdrüßlich, nachdem er sich vergebens bemüht hatte, da haben sie uns einen schönen Streich gespielt; wir sind in unserer eigenen Falle gefangen; sie haben die Lucke zugenagelt.“ — Was ist aber jetzt zu machen? fragte Florimond. — Wir müssen sie aufzubrechen suchen. Stangen und Hebel her;

das ist aber freilich von etwas langer Hand, und inzwischen müssen unsere Freunde unseres Beistandes entbehren, der eben jetzt entscheidend seyn könnte.“ — Nun, beim Teufel! Wir wollen es kürzer machen, und sie sollen mich nicht umsonst Guy-le-Geant heißen, sagte dieser, trat auf die Treppe und stemmte sich mit seinen breiten Schultern gegen die Lucke, daß sie krachte. Noch einmal nahm er alle seine Kräfte zusammen, und sie fiel aufs Verdeck. Mit einem Sprunge stund er oben, aber schon war er von Feinden umringt und mehrere Kugeln saußten um seine Ohren. Eben so schnell folgten ihm seine Gefährten, und unwiderstehlich stürzten sie sich auf den Feind. Ein lautes Hurrah begrüßte sie von der Brigg, deren Mannschaft zum Theil schon das Schiff erstiegen hatte. „Hurrah, die drei Farben!“ erwiederte Guy-le-Geant und schwang sein breites Schwert. Die Feinde wichen bestürzt vor seiner hohen Gestalt und seinen flammenden Augen zurück. Bald gaben sie den Widerstand auf und sprangen einzeln in die See, um ihr Fahrzeug zu gewinnen. Der Corsar zog die Segel auf und flog, seines

fall. Wenn wir nur erst oben wären, das ist das Schwierigste bei der Sache, denn sie werden uns beim Hinaufsteigen nicht schlecht empfangen.“ Jetzt verdoppelte sich das Brüllen des Geschützes und man hörte das Geschrei der Kämpfenden auf den beiden Verdecken. „Jetzt aufgepaßt, rief Laurent aus, sie werden bald zusammenstoßen und einander in die Lucken feuern. Dann nur schnell hinauf, und bückt euch, wenn ihr oben seyd, daß sie über euch wegschießen. Ho! Ho! da rumpeln sie zusammen. Frisch auf, folgt mir!“

Ein heftiger Stoß erschütterte das Schiff und zugleich krachten die feindlichen Kanonen in furchtbarer Nähe. Ein lautes Hurrah der Kämpfenden schallte in die Lüfte. Der Schütze drückte an der Lucke, um sie zu öffnen. „Zum Teufel! sagte er verdrüßlich, nachdem er sich vergebens bemüht hatte, da haben sie uns einen schönen Streich gespielt; wir sind in unserer eigenen Falle gefangen; sie haben die Lucke zugenagelt.“ — Was ist aber jetzt zu machen? fragte Florimond. — Wir müssen sie aufzubrechen suchen. Stangen und Hebel her;

das ist aber freilich von etwas langer Hand, und inzwischen müssen unsere Freunde unseres Beistandes entbehren, der eben jetzt entscheidend seyn könnte.“ — Nun, beim Teufel! Wir wollen es kürzer machen, und sie sollen mich nicht umsonst Guy-le-Geant heißen, sagte dieser, trat auf die Treppe und stemmte sich mit seinen breiten Schultern gegen die Lucke, daß sie krachte. Noch einmal nahm er alle seine Kräfte zusammen, und sie fiel aufs Verdeck. Mit einem Sprunge stund er oben, aber schon war er von Feinden umringt und mehrere Kugeln saußten um seine Ohren. Eben so schnell folgten ihm seine Gefährten, und unwiderstehlich stürzten sie sich auf den Feind. Ein lautes Hurrah begrüßte sie von der Brigg, deren Mannschaft zum Theil schon das Schiff erstiegen hatte. „Hurrah, die drei Farben!“ erwiederte Guy-le-Geant und schwang sein breites Schwert. Die Feinde wichen bestürzt vor seiner hohen Gestalt und seinen flammenden Augen zurück. Bald gaben sie den Widerstand auf und sprangen einzeln in die See, um ihr Fahrzeug zu gewinnen. Der Corsar zog die Segel auf und flog, seines

Namens würdig, wie ein Adler über die Wellen hin. Einige verlorene Schüsse, die man ihm nachschickte, blieben ohne Wirkung.

Nachdem die Todten und Verwundeten weggeschafft waren, ließ der Befehlshaber der Brigg die Mannschaft auf dem Verdeck antreten und forderte dem Capitän seine Schiffspapiere ab. „Also die Schwalbe?“ sagte er in fragendem Tone, indem er von Zeit zu Zeit in die Papiere blickte. — Ja! - Von Brest kommend? — Ja. — Ladung nach Bordeaux? — Ja! — Capitän Jean Garnier? — Ja! — Eine Pause trat ein. „Warum haben Sie sich von dem Convoi entfernt?“ fragte der Capitän des Kriegsschiffes mit einem ernsten Blicke. — Hm! erwiederte der Capitän verlegen, die Schwalbe ist ein schlechter Segler und da sind wir zurückgeblieben. — Mag seyn, aber warum haben Sie Ihren Lauf seewärts genommen, da Sie doch wissen, daß das Meer mit feindlichen Kapern bedeckt ist? — Ich dachte an keine Gefahr und glaubte, die Corsaren würden die Küste meiden, weil die große Brester Flotte in See ist. — Das kann kein Seemann glauben, der weiß, wie leicht sich ein flüchtiger Kaper

durch eine ganze Flotte stiehlt. — Wir sind bei Nacht weiter seewärts gekommen, als ich glaubte, und ich wollte eben wieder dem Lande zuhalten, als ich Ihre Brigg erblickte, die ich im Anfang für ein feindliches Schiff hielt. — Das sind Ausflüchte. Ein Capitän muß seinen Lauf zu berechnen wissen. Sie haben andere Gründe gehabt, die hohe See zu suchen? — Welche Gründe sollte ich dazu gehabt haben; es ist bloser Zufall, und wir Kauffahrer sind nicht so genau in unsern Berechnungen, wie die Befehlshaber eines Kriegsschiffes. — Mag seyn, daß nicht dieselbe Pünklichkeit auf Handelsschiffen herrscht; ich weiß das selbst, aber hier ist die Differenz gar zu groß, als daß sie Ihnen entgehen konnte. Haben Sie verbotene Waaren an Bord? — Ich führe keine Contrebande. Sie können die Schiffspapiere mit der Ladung vergleichen. — Oder haben Sie Passagiere an Bord? — Nein! — Die Mannschaft besteht, sagte der Capitän, in die Papiere blickend, aus: Ein Capitän? — Ja! — Ein Lieutenant? — Ja! — Ein Schiffszimmermann? — Ja! — Ein Bootsmann? — Ja! — Vierzehen Matrosen? — Ja! — Zwei Schiffs-

jungen? — Ja! — Zusammen zwanzig Mann? — Ja! — Wie viele sind hier gegenwärtig? — Achtzehn Mann. — Also nur zwei Todte und Verwundete? Das ist sehr wenig, sagte der Befehlshaber der Brigg, indem er einen argwöhnischen Blick auf den Capitän warf. Bürger Philibert, wendete er sich an einen seiner Offiziere, sehen Sie einmal nach, wie viele Todte und Verwundete die Mannschaft der Schwalbe zählt.

Während der Offizier seinen Auftrag vollzog, gieng der Capitän des Kriegsschiffs mit großen Schritten auf dem Verdeck herum und schien mit mißtrauischen Augen die Haltung der Mannschaft der Schwalbe zu beobachten. Der Capitän war in sichtbarer Verlegenheit; die Matrosen flüsterten unter einander; Florimond wechselte die Farbe; nur Guy-le-Geant und der Schütze stunden mit unerschütterlicher Gleichgültigkeit da und nichts in ihrer Haltung kündigte die mindeste Gemüthsbewegung an. Nach einigen Minuten kam der Offizier zurück und berichtete: „Zwei Todte und drei Verwundete." — Wie stimmt das mit der Schiffs-

Liste? fragte der Capitän ernst. Der Kauffahrer zukte die Achseln und schwieg. — Die Liste besagt zwanzig Mann im Ganzen, fuhr der Capitän fort; fünf Todte und Verwundete, bleiben also noch fünfzehn Mann; hier stehen aber ihrer achtzehen. Mithin haben Sie drei Mann mehr an Bord, als die Schiffsliste enthält. Wer sind diese? – Der Capitän des Kauffahrers sammelte sich, um einige Worte hervorzubringen, aber die Zunge versagte ihm den Dienst. — Wer sind diese? wiederholte der Befehlshaber der Brigg in noch stärkerem Tone. Alles schwieg.

Da trat Guy-le-Geant hervor und sagte gelassen: „Wer diese sind! Wir wollen dem Proceß ein kurzes Ende machen. Wir sind es, wir drei, meine beiden Kameraden und ich.“ Mit diesen Worten deutete er auf Florimond und Laurent. — Ja, ja, fiel der Schütze ein, wir sind es. Was braucht es da lange Umstände? Und mögen wir seyn, wer wir wollen, so viel seht Ihr, Capitän, daß wir gute Franzosen sind, da dürft Ihr nur unsere blutigen Kleider und Hände betrachten, und da werdet Ihr finden, daß wir keine Freunde der Engländer sind. —

Nein, bei Gott nicht, sagte Florimond mit edler Aufwallung, so sehr uns auch die Anarchisten des Bergs als Royalisten und Aristokraten verläumden mögen. Das Loos ist geworfen, wir sind ächte Republikaner und Freunde der Girondisten. Jetzt thut, was Ihr für eure Schuldigkeit haltet. Wir werden zu sterben wissen, wie wir gelebt haben. Nur das Einzige bitte ich euch, wenn Ihr ein edler Mann seyd, laßt unsern wakern Schiffscapitän seine Großmuth nicht entgelten; er nahm uns aus bloser Gefälligkeit auf und wußte nicht, wen er führte.

Eine furchtbare Pause trat ein. Der Capitän der Brigg wendete sich ab, um seine Rührung zu verbergen und sich zu sammeln. Nach einer Weile trat er auf Heinrich Florimond zu, fixirte ihn und fragte: Wer sind Sie? — Ich heiße Heinrich Florimond, aus Paris gebürtig. — Der Capitän nahm seine Schreibtafel aus der Tasche, zog ein Papier aus derselben, blickte hinein und fragte weiter: Eifriger Anhänger der Gironde, wie ich in dem Signalement verzeichnet finde. — Ich fühle mich geehrt, die Grundsätze dieser edlen Märtyrer

der Freiheit zu theilen. — Haben Sie nicht Petions Flucht befördert und getheilt? — Ja! — Haben Sie sich nicht bei Evreux gegen die Truppen der Republik geschlagen? — Nicht gegen die Truppen der Republik, sondern gegen eine Rotte, welche die Anarchisten des Bergs gegen die wahren Republikaner ausgesendet hatten. — Waren Sie nicht zu Caen bei dem Hochverräther Wimpfen und den geächteten Deputirten der Gironde? — Wimpfen ist ein Royalist und Verräther, aber die Deputirten der Gironde haben nichts mit ihm gemein; so bald sie ihn in seiner wahren Gestalt kennen lernten, zogen sie sich von ihm zurück. Ja, ich war dort. — Sind Sie nicht mit einer Bande Geächteter von Caen abgegangen, um in der Bretagne für die Deputirten der Gironde Zufluchtsorte zu bereiten oder auch nach Umständen einen Aufstand gegen die Republik zu organisiren? — Bande! fiel hier Guy-le-Geant ein, das war beim Teufel keine Räuberbande, sondern ehrliche Leute, die sich ungerechter Verfolgung widersetzten, und da haben wir wohl daran gethan; ich war auch dabei, daß Ihr's wißt, Capitän. — So ist es,

ergänzte Florimond, und ich halte jeden Aufstand gegen die Anarchisten, für gerecht, welche das verblendete Volk glauben machen wollen, daß sie die einzig ächten Republikaner seyen. — Haben Sie nicht, fuhr der Capitän fort, in Moncontour sich der Obrigkeit widersetzt und einen Gendarmen in Ausübung seiner Amtspflicht erschossen? — Mit Erlaubniß, Capitän, unterbrach ihn der Schütze, das habe ich gethan, und es ist dem Kerl ganz Recht geschehen; wäre er nicht so vorwitzig gewesen, und hätte sich durch den Zuruf warnen lassen, so wäre ihm kein Haar gekrümmt worden, denn ich bin nicht so blutgierig, daß ich Jemand nach dem Leben trachten sollte, der mich ungeschoren läßt, aber wer wird denn auch wie blind und toll auf Leute einreiten, die ein geladenes Gewehr in der Hand haben! Uebrigens habe ich's kurz gemacht und habe ihn nicht lange leiden lassen, denn der Laurent weiß den rechten Fleck zu treffen. — Haben Sie nicht, fragte der Capitän weiter, in Carhaix die dort zusammengezogenen Gendarmen überrumpelt und gefangen gemacht? — Die dummen Teufel, die, antwortete der Schütze,

lachend, haben uns leichtes Spiel gegeben; sie ließen sich ja fangen, wie Mäuse in einer Falle. Ja, Capitän, die habe ich schön an der Nase herum geführt, und Ihr hättet gewiß selbst lachen müssen, wenn Ihr dabei gewesen wäret. Zweimal hintereinander haben sich die Esel von uns anführen lassen, und da sie durch das erstemal hätten gewitzigt seyn sollen, waren sie das zweitemal doch nicht besser auf ihrer Hut. Uebrigens ist ihr Wachtmeister ein braver Kerl, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, das muß ich selbst sagen. Es reut mich, daß ich ihn nicht nach seinem Namen gefragt habe, denn ich erinnere mich immer gerne an so wackere Pursche. — Habt Ihr nicht in Carhaix die Schildwache ermordet? — Ermordet! rief der Schütze lebhaft und mit allen Zeichen des Abscheus aus; das war ich wieder, aber der Laurent hat in seinem Leben Niemand ermordet. Seht doch, zum Teufel! Wenn Jemand das Gewehr im Arm hat, und ist geladen, und hat ein Pallaschen an der Seite, der kann sich doch wehren, und ich war nur ein einzelner Mann, und hatte nichts als meinen Dolch; aber wenn

man auf dem Posten steht, soll man die Augen aufthun und die Ohren spitzen, und wenn sich eine Schildwache überrumpeln läßt, so geschiehts ihr just recht, warum paßt sie nicht auf, wie es ihre Schuldigkeit ist, und weil der Kerl die Augen nicht aufthat, da habe ich ihm freilich meinen Dolch zwischen die Rippen gestoßen, weil er sonst Lärm gemacht hätte, und wir wollten uns doch durchschleichen; aber ich kann euch mit gutem Gewissen versichern, daß er gleich mausetodt war und nicht lange gelitten hat; ein Seufzer und einmal geschnappt, da war es aus.

Hiemit war dieses summarische Verhör beendet. Der Capitän der Brigg ging einigemal nachdenklich auf dem Verdeck auf und ab, dann wendete er sich zu Heinrich Florimond und sagte mit höflicher Theilnahme: „Sie werden selbst einsehen, daß mir meine Pflicht gebietet, Sie und Ihre Gefährten gefangen zu halten und an die Gerichte auszuliefern; auch der Capitän, als Beförderer Ihrer Flucht verdächtig, muß Ihre Gefangenschaft theilen.“ — Thun Sie Ihre Schuldigkeit, Bürger, erwiederte Florimond mit gesetztem Muthe; Sie sollen weder Bitte

noch Klage aus unserem Munde vernehmen; doch wenn Sie das Schicksal des Capitäns mildern können, so.... — Ich für mich kann nichts thun, doch zweifle ich nicht, daß ihn die Geschworenen freisprechen werden, wenn Sie auf Ihrer Aussage beharren, daß er Sie nicht gekannt hat. Jetzt, Bürger, leben Sie wohl; Sie sollen anständig behandelt werden und die Kajütte dieses Schiffs zum Gefängniß haben.

Der Capitän der Brigg ließ das Kauffahrteischiff durch einige Mannschaft besetzen und den Verhafteten die Kajütte zum Gefängniß anweisen. Sie waren hier ganz frei und ungebunden und es stund nur eine Wache vor der Thüre, die aber wenig auf die Gefangenen achtete, denn die Wasserwüste, welche sie rings umgab, war ihr bester Hüter. Die beiden Schiffe segelten landwärts; am folgenden Abend hatten sie die Küste im Gesicht und legten sich eine halbe Seemeile vom Ufer vor Anker. Heinrich Florimond warf einen finstern Blick auf die Küste und sagte: „Als Gefangene also sollen wir dieses Ufer betreten, und was erwartet uns dort?“ Hier stieß der Jüngling einen unwillkürlichen Seufzer

aus, da er bedachte, daß er alle seine Lieben zurücklassen und in der Blüthe seiner Jugend den Tod von Henkers Hand empfangen sollte. „Was uns erwartet? fiel Guy-le-Geant ein, der in einem wechselvollen Leben mit dem Gedanken des Todes vertraut geworden war und in reifem Mannesalter stund; das läßt sich an den Fingern abzählen; sie werden uns nach Rochelte oder an einen andern Ort bringen, und dann wird es heißen: „Wer seyd Ihr?“ Und wenn wir dann unsere Namen sagen, so wird man uns vor das Revolutions-Tribunal stellen und die Geschworenen werden ihr schuldig aussprechen, und dann könnt Ihr euch selber denken, was das Ende vom Lied ist.“ — Ja, beim Teufel, unterbrach ihn der Schütze, dazu gehört kein großer Verstand, um das zu wissen; aber es ärgert mich doch, daß ich so hundsvöttisch umkommen soll, da ich doch in meinem Leben in mancher Gefahr war und manche Kugel um meine Ohren pfeifen hörte, und bin überall glücklich durchgekommen. Da sehe ich nun, fuhr der Schütze fort und blickte aus dem Kajüttenfenster, die wohlbekannte Küste vor mir, links die Insel

Noirmoutier und rechts die Gotresinsel, und vor uns die Ufer von Challans; da bin ich nun über all wie zu Hause, und wir haben hier manchen Streich ausgeführt und manches Schiff mit reicher Ladung an die Küste geschmuggelt; das waren noch gute Zeiten. — Und jetzt sitzest du hier gefangen und bläsest Trübsal; so wechselt Alles in der Welt, fiel Guy-le-Geant ein. — Ja, das ist wahr, erwiederte der Schütze, und wenn das meine Kameraden wüßten, die überall da an der Küste herum wohnen, und mit denen ich mehr als eine Fahrt gemacht habe, so würden sie etwas daran wagen, ihren alten Bruder Laurent zu befreien. — Das wäre nicht so übel, schmunzelte Guy-le-Geant, und wir Andere würden mit in den Kauf gehen; wie wäre es, wenn wir mit dem Sprachrohr da hinüber riefen: „Hier ist euer Laurent, kommt und holt ihn!“ Aber, Prosit die Mahlzeit! so weit reicht der Schall nicht, und wenn auch der Guy seine Lunge noch so sehr in Athem setzte, und zudem würden es die Hallunken auf dem Verdeck da oben hören und sich wohl vorsehen; das ist also nichts und so bleiben wir denn in Gottes Na-

men, wo wir sind, und fügen uns in unser Schicksal. — Da wird wohl nichts Anderes übrig bleiben, fügte Florimond bitter lächelnd hinzu. Nach einer Weile erhob Guy-le-Geant rasch den Kopf und sagte: „Hört, da ist mir ein Gedanke gekommen. Sagtest du nicht, Laurent, daß du viele Freunde und Kameraden an der Küste hast, die hier vor uns liegt? — Freilich sagte ich es, und es ist auch wahr. So viel ihrer hier an der Küste von Challans und Machecoul, und von der Mündung der Loire bis zur Insel Oleron, ein Segel stellen und das Ruder führen können, die kennen Alle den Laurent oder wissen von ihm, daß er ein rechter Kerl ist und alle Buchten dieses Landes befahren hat. Wenn die wüßten, daß ich hier in der Patsche säße, so würden bald ein paar Duzend Boote aus der Bai von Noirmoutier abstoßen, und in weniger als zwei Stunden solltet Ihr ein paar Hundert wackere Pursche hier auf dem Verdeck sehen, an denen Ihr eure Freude haben müßtet. — Nun, Laurent, fuhr Guy-le-Geant gelassen fort, sagtest du nicht, daß du schwimmen könntest wie ein Fisch? — Das muß wahr seyn,

und wenn Ihr nur halb so gute Schwimmer wäret, so dürften wir nur, wie wir da sind, aus dem Kajüttenfenster steigen, und ehe eine Stunde verginge, müßten wir wohlbehalten am Lande sitzen. — Nun, so steige hinaus und schwimme an die Küste. — Aber wo bleibt dann Ihr? Ihr könnt ja nicht mit, Ihr elende Landratten. — So gehe du allein. — Da soll mich Gott oder der Teufel, wenn ich euch verlasse, erwiederte der ehrliche Schütze und schüttelte den Kopf. — Dummer Teufel! fuhr ihn Guy-le-Geant an, merkst du denn noch nichts? Narr, wenn du einmal am Lande bist, kannst du dann nicht deine alten Spießgesellen zusammentrommeln und mit einem Duzend Boote abstoßen, um uns aus diesem Loche zu befreien? — „Ja, beim Henker, jetzt geht mir ein Licht auf, sagte der Schütze und sprang mit gleichen Füßen in die Höhe, und da will ich keinen Augenblick Zeit verlieren.“ Mit diesen Worten trat er auf das Kajüttenfenster zu, um aus demselben in die See hinabzugleiten. Guy-le-Geant faßte ihn lachend am Arme und sagte: „Du Narr, du, hast du

denn völlig den Kopf verloren, daß du am hellen Tage, im Angesicht der Wachen, ins Meer springen willst? Warte noch eine Stunde, bis es völlig dunkel ist, und mache dich dann sachte aus dem Staube, und plätschere nicht zu viel in dem Wasser.“ — Du hast Recht, erwiederte der Schütze, da hätte ich in der Hitze fast einen dummen Streich gemacht; aber gleichviel, der Laurent hätte sie doch angeführt, ein paar hundert Schritte unter dem Wasser, dann wie ein Stück Holz auf den Wellen, der Teufel soll mich holen, wenn sie etwas gemerkt hätten; und was das Plätschern anbelangt, so sollen sie mich so wenig hören, als wenn ich fünfzig Faden tief unter dem Wasser schwämme. Gut ist gut, und besser ist besser, ich warte, bis es Nacht ist.“ Mit Ungeduld sahen sie den Zeitpunkt der völligen Dunkelheit nahen; der Schütze warf sehnsuchtsvolle Blicke auf das wohlbekannte Gestade. „Jetzt wird es Zeit seyn, sagte er, nachdem die Nacht eingebrochen war, und da geht mir eben ein Leitstern auf, das Licht dort auf der Höhe, es soll mir als Wegweiser dienen auf der finstern Wasserwüste.“ Mit diesen Worten brachte er

den einen Fuß auf das Fenstergesimse, nickte noch einmal freundlich in die Kajütte zurück und gleitete dann wie ein Aal an der Schiffswand hinab. Lautlos verschlangen ihn die Wellen, und keine Spur des kühnen Schwimmers zeigte sich auf der Oberfläche der dunkeln Gewässer. „Schildwacht, hab Acht!“ rief eben das erste Viertel der Nachtwache auf dem Verdeck.

Es war Mitternacht vorüber, in die Augen der Gefangenen, die ihres Retters harrten, kam kein Schlaf. Sie schauten über den weiten Wasserspiegel weg, als wollten sie mit ihren Augen die Finsterniß durchdringen, aber sie sahen nichts, als das Leuchten der Wellen, wann sie sich hoben und sanken; sie horchten mit zurückgehaltenem Athem, aber sie hörten nichts, als den einförmigen Laut der Brandung, der sich an den Wänden des Schiffes brach. Das zweite Viertel der Nachtwache rief die erste Stunde nach Mitternacht. „Die Zeit wird mir nach gerade lange, sagte Guy-le-Geant; es sind jetzt über sechs Stunden, daß unser Laurent sich da hinabgetaucht hat und in dem Abgrund verschwunden ist, und ich meine, es wäre nun

Zeit, daß er etwas von sich hören ließe; wenn der arme Teufel nur glücklich an Ort und Stelle gekommen ist; aber freilich wenn man wartet, wird einem die Zeit lang, das habe ich schon mehr als einmal erfahren; und hexen läßt sich so etwas nicht, und es will Alles Zeit und Weile haben, wenn es recht gethan seyn soll.“ Ja, fiel der Capitän ein, so eine Expedition läßt sich nicht über die Hand abbrechen. Wenn ich nehme, daß er doch wenigstens eine Stunde gebraucht hat, um das Ufer zu gewinnen, dann bis er die Leute zusammenbringt, bis sie ihre Waffen in Stand setzen, bis sie ihren Plan machen und die Rollen austheilen, Alles das ist nicht im Augenblicke geschehen, obwohl dieses Küstenvolk frisch und munter ist und nicht lange säumt, wenn es etwas zu fischen gibt. Es kann immer noch eine, auch zwei Stunden dauern, bis wir etwas von ihnen hören. Wenn sie aber die Zeit versäumen und der Tag überrascht sie, dann ist nichts mehr zu machen. Ein Schiff mit Booten wegnehmen, ist ein Handstreich, der blos zur Nachtzeit gelingen kann und der bei Tag durch Ort und Umstände begünstigt seyn muß, wenn er glücken soll.“

Die zweite und dritte Stunde nach Mitternacht wurde gerufen, und noch rührte sich nichts auf der Oberfläche der finstern Gewässer. Welle auf Welle schlug an das Schiff, aber keine führte ein rettendes Boot herbei. »Die Nacht flieht und der Tag naht, sagte Guy-le-Geant, und es will sich immer noch nichts zeigen; wenn sie noch ein paar Stunden säumen, so ist es zu spät. Doch tröste mich Gott, der Guy verzweifelt niemals; es waltet ein eigener Glücksstern über ihm; und wenn ich bedenke, wie vielen Gefahren ich schon entgangen bin, so sollte ich fast meinen, der Tod fliehe vor mir, und alle Elemente, wenn sie vereint auf mich einstürmen, können mir nichts anhaben. Nun, es gehe, wie es will, das eine wünsche ich nur vor allem, daß unserm guten Laurent kein Unglück geschehen sey, und daß er glücklich an Ort und Stelle angekommen ist, und mag er uns auch hier in der Patsche sitzen lassen, so viel weiß ich gewiß, daß er Himmel und Hölle aufgeboten hat, uns zu retten, und wenn es nun nicht seyn kann, so ist es nicht seine Schuld.« — „Ey! Warum wird es denn nicht seyn können, da bin ich ja!“ sagte

eine bekannte Stimme und der Kopf des Schützen zeigte sich unter dem Fenster der Kajütte. „Ey! du Teufelskerl! da bist du ja! rief Guy-le-Geant mit gedämpfter Stimme; strekte den Arm aus und hob den Schützen schwebend in das Zimmer; aber wo, zum Henker, hast du denn deine Leute? Oder hast du vielleicht Niemand aufgebracht und kommst nun so allein in aller Stille mit Einem kleinen Nachen angefahren und willst uns entführen? Ist auch gut. Wenn aber nur die Schufte auf dem Verdeck da oben nichts merken. Wo ist denn dein Nachen, Laurent?“ — Stecke einmal deine Nase zum Fenster hinaus, erwiederte der Schütze und lachte in seiner Weise in sich hinein. — Da ist ja nichts, versetzte Guy-le-Geant und fuhr schnell mit dem Kopfe zurück. Bist du denn durch die Luft hergeflogen, du Hexenmeister? — Nun, bin ich nicht hingeschwommen, und kann ich nicht wieder herschwimmen; das ist ja kein Hexenwerk. — So ist es also nichts, sagte Guy-le-Geant im Tone getäuschter Hoffnung, und du hast nicht einmal einen lumpigen Nachen aufbringen können. Da schlage doch der Teufel drein, und ich muß ge-

stehen, daß mich in meinem Leben noch nichts so geärgert hat, und da siehst du nun, was das für Tropfen sind, die Hallunken da üben am Lande, auf die du Häuser gebaut hast, und merkst du jetzt, daß du doch keinen zuverläßigern Kameraden hast, als den Guy-le-Geant; aber, alle Wetter, du verdienst es auch, denn das heiße ich brav gethan, da du uns nicht retten kannst, in der Nacht wieder herüberschwimmen, um mit uns zu sterben. — Was faselst du denn da vom Sterben! entgegnete der Schütze in seinem trocknen Tone. Davon ist jetzt keine Rede, und das Abfahren kann eher an andere Leute kommen, als an uns, denn siehst du .....

In diesem Augenblicke fiel von der nahe liegenden Brigg ein Schuß, und zu gleicher Zeit riefen die Wachen auf dem Verdeck ein heftiges, schnell wiederholtes: Wer da? Wer da? Guy-le-Geant streckte schnell den Kopf zum Fenster hinaus; er hörte ringsum angestrengten Ruderschlag und sah mehrere stark bemannte Boote in vollem Lauf dem Schiffe zueilen. „Da sind sie ja! Da sind sie ja!“ jubelte er laut und zerdrückte den Schützen fast in seinen nervigen Armen. - Jetzt fiel auf dem Verdeck ein Kano-

nenschuß, die Planken zitterten, und man hörte eine hohle Stimme in den Raum herabrufen; „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ „Zugleich fielen mehrere Schüsse aus dem kleinen Gewehr, und ein hundertstimmiges Geschrei stieg gen Himmel: „Gott und der König!“ Es wurde vom Verdeck durch den schwachen Ruf beantwortet: Es lebe die Republik!“

„Jetzt ist es Zeit, rief der Schütze, mir nach!“ Rasch stieß er die Thüre auf, und im Nu lag die bestürzte Schildwache am Boden; er entriß ihr den Säbel und eilte die Kajüttentreppe hinauf; die andern folgten ihm mit gleicher Hast. Als sie hinaufkamen, war das Verdeck bereits von dunklen Gestalten erfüllt, und immer neue Köpfe sah man an der Wandung des Schiffs von allen Seiten herauftauchen. Es waren Männer mit rauhen Zügen, mit von Luft und Sonne gebräunten Gesichtern und wild auf die Schultern herabhängenden Haaren; sie führten keine andern Waffen, als Pistolen im Gürtel und Beile oder breite kurze Säbel in der Hand. Von dem Mast eines großen Boots, das an der Seite des Schiffs angelegt hatte, wehte ein weißer Wimpel auf das Verdeck herab. „Gott und

der König!“ hallte es in die Lüfte, und die überraschte Schiffsmannschaft floh vor dem überlegenen Feind auf das Hinterdeck zurück. Guy-le-Geant blickte mit vergnügtem Gesicht in diesen Wirrwarr und bückte sich nach einem Säbel, der auf dem Boden lag. „Laß das! rief ihm der Schütze zu, man braucht uns nicht, um mit dieser Handvoll Leute fertig zu werden. Was wollen sie denn machen? Sie können nichts Gescheidteres thun, als das Gewehr zu strecken.“

Bald war die geringe Besatzung des Fahrzeugs überwältigt. Der Schütze lehnte sich an die Schiffswand und sah ruhig zu. „Du hast Recht, Laurent, bei diesem Kinderspiele braucht man den Guy nicht, sagte dieser und stellte sich an die Seite seines Kameraden. Aber, fuhr er fort, sage mir nur, wie ist denn das Alles so schnell gekommen, daß ich es für ein halbes Wunder halten würde, wenn ich so dumm wäre, an Wunder zu glauben. — Davon schweige mir, Guy, versetzte der Schütze, denn siehst du, jeder hat seinen eigenen Glauben, und es gibt viele Dinge, die der Mensch nicht begreifen kann, und du bist ein braver Kerl, und, meiner Seel

ich wünsche mir keinen bessern Kameraden, aber ich glaube, ich würde dich noch lieber haben, wenn du nicht so ein ungläubiger Heide wärest. — Nun, so sey du so dumm, als du willst, und glaube an alle Heilige und alle Teufel und an alle Pfaffen, brummte Guy-le-Geant, deßwegen bist du doch ein braver Kerl, und wir werden darüber nicht zu Unfrieden kommen; aber jetzt thue das Maul auf und erzähle mir Alles. — Was ist da viel zu erzählen! Ich schwimme also an das Land, wie ihr wißt, und da komme ich gerade recht an, um ihnen zu sagen, wo Barthel den Most holt, denn der Charrette hatte die Blauen zum Teufel gejagt, und die Glaubensarmee hatte die Küste besetzt, und da finde ich denn viele alte Kameraden unter ihnen; und wie ich ihnen sage, daß ich ein nasses Bad genommen habe und eben von den Schiffen da üben komme, fressen sie mich fest vor Freude, denn sie hatten bereits einen Anschlag darauf gemacht, sie wegzunehmen. Da schenke ich ihnen nun den klaren Wein ein, wie es damit steht, und wie sie es am besten angreifen können. — Aber, zum Teufel, warum bist du denn nicht

mit ihnen gefahren, und hast es dir bequem gemacht, statt allein wieder herüberzuschwimmen. — Ich werde doch nicht so dumm gewesen seyn. Narr, freilich war ich zu Schiffe, und wir hatten unsere Ruder umbunden, und kamen so stille dahergeschwommen, wie ein Wasservogel, und da wir noch etliche tausend Schritte von den Schiffen entfernt sind, kommt mir ein Gedanke, und ich sage: „Wie wäre es, wenn wir sie umführen und kämen von der Seeseite her, dort werden sie weniger wachsam seyn und wenigstens keine Boote vermuthen.“ Das leuchtet ihnen ein, und ich lasse mich in das Wasser herab und sage: „Ich will einstweilen hinschwimmen und will ihnen die Nachricht bringen.“ So ist es nun gegangen, und die Schiffe sind unser.

In diesem Augenblicke donnerte ein Kanonenschuß von der Brigg herüber, der alsbald beantwortet wurde. Gleich darauf erschien eine Laterne am großen Mast der Brigg, und neben ihr sah man die weiße Flagge wehen. Sogleich wurde auch auf dem Kauffahrer die weiße Flagge aufgezogen. Im Nu brannten alle Laternen, die Kanonen donnerten von beiden Fahrzeugen,

und ein hundertstimmiges: „Gott und der König!“ stieg gen Himmel. Bald darauf legte ein Boot an, und ein junger schlanker Mann, in Offiziersuniform und eine schwankende weiße Straußenfeder auf dem Hut, stieg an Bord. Als er in den Schein der Laternen trat, betrachtete Heinrich Florimond erstaunt seine Züge und sank mit dem Ausruf: „Du hier, Adolph!“ in seine Arme.

* *
*

Unfern Machecoul, am Fuß einer mäßigen Anhöhe, war ein Korps der royalistischen Armee gelagert, dessen Stärke 5 bis 6000 Mann betragen mochte. Diese Truppen boten einen unregelmäßigen Anblick dar; sie waren, da sie den Kern des Heeres an der untern Loire bildeten, alle zwar vollständig, aber verschiedenartig, bewaffnet; Uniformen sah man nur wenige, und meist blos bei den Offizieren. Sie hatten sich zwar Korpsweise, aber ohne strenge militärische Ordnung gelagert; auf die nämliche Art wurde der Wacht- und Postendienst versehen. Auf der Anhöhe gingen zwei Offiziere auf und ab, die Generalsuniform trugen; der Eine war ein etwas

schwächlicher bleicher Mann von mittlerer Größe, der andere von hohem Wuchs und breiten Schultern. „Sie haben die Depeschen erhalten, Baron?“ sagte der letztere zu dem ersteren in fragendem Tone. — Und gelesen, Graf, erwiederte dieser kurz. — Sie wissen also, daß Herr von Elbée zum Obergeneral aller royalistischen Armeen ernannt ist? — Ich weiß es. — Und was sagen Sie dazu? — Was werde ich sagen! Sie können sich ohne Zweifel diese Frage selbst beantworten. — Damit wollen Sie sagen, daß eine schlechte Wahl getroffen worden sey? — Errathen, Sie haben sich Ihre Frage selbst beantwortet. — Das habe ich, aber das ist es nicht, was ich von Ihnen wissen wollte, sondern welchen Entschluß.... — Herr Graf, ich mache keine Ansprüche auf den Oberbefehl. — Ich auch nicht, Baron, aber die Frage ist, ob Sie geneigt seyen, sich unter den Befehl des neu erwählten Obergenerals zu stellen? — Herr Graf, wer hat diese Armee gebildet, an deren Spitze ich stehe? — Sie, ohne allen Zweifel. — Und wem gehorcht sie einzig und allein? — Ihnen, Baron. — Und wer kennt das Terrain, auf dem wir fechten, am besten? —

Sie, unbedingt. — Nun, und jetzt will ein unwissender Mensch, der durch eine Reihe von Intriken sich zum Obergeneral hat wählen lassen, herkommen und mir vorschreiben, wie ich den Krieg führen und meine Operationen leiten soll! Kann das zum Nutzen und Frommen unserer Sache dienen? — Sie mögen Recht haben, was das gewählte Subject betrifft; aber Einheit des Oberbefehls, wenn auch in mittelmäßige Hand gefallen, ist immer besser, als wenn unsere Streitkräfte in zerstreute Korps sich zersplittern, mögen auch an der Spitze eines jeden derselben die fähigsten Köpfe stehen. Im übrigen ist es auch nicht die Meinung des Kriegsraths, der dem Obergeneral beigegeben ist, in die Enzelnheiten Ihrer Operationen einzugreifen, sondern Sie sollen blos, an Ihrem Theile, zu dem allgemeinen Operationsplane mitwirken. — Das ist es ja eben; wir sollen dieses Land verlassen, in welchem unsere Waffen siegreich sind, und in uns unbekannte Gegenden ziehen, um zu einem Operationsplane mitzuwirken, den wir nicht kennen. — Es ist dringend nothwendig, alle unsere Streitkräfte zu vereinigen, um einen Hauptschlag aus-

zuführen; ist dieser geschehen, so kann wieder jedes einzelne Corps auf dem für es passenden Boden besonders operiren. Im Uebrigen ist es, wie aus den Depeschen erhellt, nicht die Meinung des Kriegsraths, daß wir unsere Stellungen auf diesem Terrain aufgeben sollen; nur schwächer sollen sie besetzt bleiben und möglichst viele Truppen der großen royalistischen Armee zugeführt werden. — Graf Ferrand, mein Entschluß ist gefaßt, ich werde mich niemals unter den Oberbefehl eines Einfaltspinsels stellen, wie Herr von Elbée ist. — Nicht also, Herr von Charette, erwiederte ihm der Graf in eindringendem Tone, das kann nicht Ihr Ernst seyn. Es ist blos eine augenblickliche Aufwallung, und der Mann, welcher der Sache seines Königs so wohl gedient hat, wird sie nicht durch das einflußreiche Beispiel des Ungehorsams, das er gibt, zu Gruude richten wollen. Ich gebe zu, daß die Wahl auf ein mittelmäßiges Haupt gefallen ist, und ich kenne Einen, fügte er mit einer verbindlichen Verbeugung gegen Charette hinzu, der würdiger gewesen wäre, an der Spitze der großen königlichen Armee zu stehen, aber doch ist Herr von Elbée

ein redlicher Mann und voll Eifer für die Sache, der er seinen Arm geweiht hat. — Mag seyn, aber ich habe zu seiner Wahl nicht mitgewirkt, noch hat man mich um meine Meinung befragt, darum halte ich mich ihm auch nicht zum Gehorsam verpflichtet. — Sie waren abwesend, Baron, und der Fall dringend. — Gleichviel, es bleibt bei meinem Entschluß, und ich erkenne keinen andern über mir an, als den König meinen Herrn, oder denjenigen, dem er die ausdrückliche Vollmacht zum Oberbefehl ertheilt. — Das heißt mit andern Worten, versetzte der Graf mit einiger Bitterkeit, Sie erkennen Niemand über sich an, weil Sie Unmöglichkeiten fordern. Unser rechtmäßiger König ist ein Gefangener, sein Statthalter in der Verbannung und ausser aller Verbindung mit unserer Armee. Doch beseitigen wir alle diese Fragen um des gemeinen Besten willen; es handelt sich nur von dem jetzigen dringenden Falle: Wollen Sie der großen königlichen Armee zu Hilfe ziehen, damit sie einen Hauptschlag ausführen kann? — Nein, ich werde mich nie entschließen können, unter einem d'Elbée zu dienen. — O, bedenken Sie wohl,

was Sie thun. Sie sind ein eifriger Diener des Königs, ich weiß es; setzen Sie doch nicht selbst durch Ihre Hartnäckigkeit seine Sache auf's Spiel. Sehen Sie mich an — ich bin gezwungen, von mir selbst zu reden — ich bin ein erfahrener Soldat, ich bin General, während Herr von Elbée nur als Lieutenant in der königlichen Armee gedient hat, und doch stelle ich mich unter seine Befehle, um der Sache nicht zu schaden, der ich Blut und Leben geweiht habe. — Graf Ferrand, erwiederte Charette nach einer Pause des Nachdenkens, Sie sind ein edler Mann und ich achte Sie als solchen, aber fordern Sie nicht mehr von mir, als ich zu leisten vermag. Nicht Jedem ist es gegeben, seine Leidenschaften in solchem Grade zu bezähmen, wie Sie es vermögen, und ich kann es nicht über mich gewinnen, unter einem d'Elbée zu dienen. Aus Achtung für Sie aber, und um Ihnen zu zeigen, wie sehr mir an dem Dienste des Königs liegt, will ich Sie mit 4000 Mann der großen Armee zu Hülfe schicken. Sind Sie es zufrieden? — Ich hätte gerne mehr verlangt, doch es sey, ich will mich mit dieser Hülfe begnügen, erwiederte

der Graf nach einigem Besinnen und reichte Charette die Hand zum Abschied.

Es war in der Mitte des Oktobers 1793, daß sich die königliche katholische Armee bei Chollet zusammenzog, um den von verschiedenen Seiten anrückenden republikanischen Colonnen ein Treffen zu liefern. Auf einem Hügel vor der Stadt lagerte eine Schwadron Reiterei; die Pferde waren abgezäumt und wurden gefüttert, während die Reiter theils der Ruhe pflegten, theils dieses oder jenes Geschäft verrichteten, oder aßen und tranken und sich belustigten. Am Abhang des Hügels saß ein junger Offizier, neben ihm ein Mann in bürgerlicher Kleidung und ohne Waffen. „Weißt du noch, Heinrich, sagte der Offizier zu diesem, wie wir uns im College ewige Freundschaft schwuren, und so wenden sich die Schicksale der Menschen, daß wir jetzt verschiedenen Partheien angehören, und leicht hätte es dazu kommen können, daß wir im Treffen einander feindlich gegenüber gestanden wären. — Der Bürgerkrieg, erwiederte Heinrich Florimond, ist eine der furchtbarsten Geisseln der Menschheit; er trennt alle Bande,

welche Liebe, Freundschaft, Verwandschaft geknüpft haben; doch nie, mein Adolph, würde ich meine Hand feindlich gegen dich erhoben haben, wärest du mir auch im dichtesten Handgemenge der Schlacht begegnet. Doch jetzt kann davon nicht die Rede seyn, denn ich möchte nicht in den Reihen jener Wüthriche fechten, die sich Republikaner nennen. — Nun denn, Freund meiner Kindheit und Jugend, so widme deinen Arm einer bessern Sache, trete in unsere Reihen ein und du sollst als Bruder empfangen werden, sagte Adolph d'Orviliers mit Innigkeit und reichte ihm die Hand. — Laß mich, erwiederte Florimond, du kennst meine Grundsätze, und eure Sache kann nie die meinige werden, welche Greuel auch den Namen der Republik entehrt haben mögen.

In diesem Augenblicke hörte man Trompeten schmettern, und auf der jenseitigen Höhe erschien eine Colonne republikanischer Reiterei, in deren Mitte die dreifarbige Standarte flatterte. Adolph d'Orviliers winkte und seine Trompeter bliesen zum Aufsitzen. Zu gleicher Zeit fiel von einem nahen Hügel ein Kanonen-

schuß auf die feindliche Colonne, und die ganze Linie der Vorposten gerieth in lebhafte Bewegung. Von beiden Seiten sprengten Plänklerhaufen in das Thal hinab. Ein Reiter kam flüchtig dahergesprengt, sprang behend vom Pferde und trat auf die beiden Freunde zu. Es war eine jugendliche Gestalt, und das unbärtige Gesicht und die feinen Züge deuteten auf ein fast noch knabenhaftes Alter. Adolph sprang auf, trat auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand und sagte im Tone des Vorwurfs: „du hier, Clara, und ich hatte dich doch so sehr gebeten; das ist heute kein Scherz, wie neulich bei dem Vorposten-Gefechte; eine heiße Schlacht steht uns bevor und es gilt Entscheidung auf Leben und Tod. — Um so mehr, Adolph, sprach das Mädchen mit sanfter aber entschlossener Stimme, will ich an deiner Seite fechten. — Nein, Clara, erwiederte der Jüngling, du würdest mich nur an Erfüllung meiner Pflicht hindern, denn immer würde ich nur an dich denken und besorgt sein, dein Leben zu schützen. — Denke du an deine Pflicht, ich will an dich denken und dein theures Haupt bewachen, versetzte die Jungfrau und

schmiegte sich vertraulich an ihn. — So gibt es also auch Amazonen unter eurem Heer, wie in der republikanischen Armee, sprach Heinrich Florimond lächelnd und betrachtete mit Wohlgefallen das sanfte und doch muthige Angesicht der Jungfrau und ihre zarte aber nicht schwächliche Gestalt. — Glauben Sie denn, mein Herr, wendete sich Clara zu ihm, daß es uns an Muth fehlen werde, einer edlen Sache zu dienen, während dort unser Geschlecht eine böse vertheidigt? — Du siehst, Freund, fiel Adolph scherzend ein, wie empfindlich selbst unsere Damen für die Ehre sind. Schon deine Galantrie sollte dich bewegen, für eine Sache, die von so schönen Händen verfochten wird, die Waffen zu ergreifen. — Beim Teufel, da habt Ihr Recht, fiel Guy-le-Geant ein, der zu der Gruppe getreten war, und was mich betrifft, so habe ich keine solche Gewissensscrupel, wie unser Freund Florimond, und wenn ihr mir ein tüchtiges Pferd geben wollt, das nicht unter mir zusammenbricht, so will ich den Tanz mitmachen, und wenn dieser jungen Dame ein Haar gekrümmt wird, so lange der Guy athmet, so will ich mich mit Steigbügeln

auspeitschen lassen. — Top! sagte Adolph vergnügt, du bist mein Mann, und einen tüchtigen Normann sollst du haben, der dich über Hecken und Gräben trägt, so schwer du auch bist. Und was sagst du zu deinem neuen Paladin, Clara? — Ich nehme ihn mit Dank an, und zweifle, ob sich selbst in König Agramants Lager eine bessere Lanze befunden haben mag, versetzte die Jungfrau und blickte lächelnd hinauf an der hohen und breiten Gestalt Guy=le=Geants. — Nun, Laurent, sagte dieser, willst du nicht auch zu Pferde steigen? — Der Schütze schüttelte den Kopf und erwiederte: Ich liebe meine zwei Beine und habe in meinem Leben nur Schiffe und Boote bestiegen; aber wann meine Büchse da unten im Blachfelde knallt, dann wird manche Mütze und mancher Hut aus den feindlichen Reihen verschwinden.

Die Trompeten schmetterten, und die Schwadron rückte langsam ins Thal hinab; rechts von ihr stellte sich eine Abtheilung Fußvolk auf, um die überlegene feindliche Reiterei im Zaume zu halten. Guy=le=Geant ritt zur rechten Seite der kriegerischen Dame und behielt sie immer im

Auge; er machte die Schule mit seinem Normann, strich sich den Bart und sagte vergnügt: „Es ist lange her, daß der Guy kein so tüchtiges Thier mehr zwischen den Beinen gehabt hat, und wenn mein Pallasch eben so die Probe hält, so fürchte ich den Teufel nicht.“ Als sie mit der feindlichen Reiterei zusammenstießen, beschränkte er sich darauf, die muthige Jungfrau, deren ritterlicher Sinn ihr sein Wohlwollen erworben hatte, gegen die ihr zugedachten Hiebe zu decken. Adolph drang tief in die Reihen der Feinde ein und feuerte die Seinigen durch Wort und That an; Clara wich nicht von seiner Seite. Durch Guy's Phlegma, der die Hiebe nur parirte, um seine Schutzbefohlene zu decken, ermuntert, drangen die Gegner heftiger auf ihn. Da erhob er sich im Sattel und rief mit seiner Donnerstimme: »So, meint ihr, ich sey ein altes Weib!« schwang sein langes Schwert, ließ es zermalmend niederfallen, und der Feind, den er getroffen hatte, lag im Staube, ohne einen Laut von sich zu geben. Scheu zogen sich die Andern zurück. So schwankte das Gefecht geraume Zeit unentschieden hin und her. Plötzlich öffneten

sich die Reihen der feindlichen Reiterei, die dem Fußvolke der Royalisten gegenüberstund, und demaskirten eine Batterie. Der Kartätschenhagel raffte ganze Reihen hinweg, ein panischer Schrecken ergriff das Fußvolk und es entschaarte sich im Gefilde. Jetzt fiel die republikanische Kavallerie auf die entblößte Seite der königlichen Reiterei. Ein wildes Handgemenge entstund, und von der Zahl erdrückt, kämpften die Royalisten nur noch für ihren Rückzug. Adolph, Clara und Guy-le-Geant befanden sich mitten im Gedränge, auf allen Seiten von Feinden umgeben. Da sammelte Guy-le-Geant seine ganze Kraft, hieb wie ein Rasender um sich, und jeder seiner gewaltigen Streiche streckte einen Feind nieder. Schon hatten Sie sich Luft gemacht und einen Hohlweg erreicht, der auf die Höhe führte, als sich ihnen hier ein neuer Haufe entgegenstellte. Schnell sammelte Adolph einige Tapfere um sich her, ritt auf die Feinde los, die den Hohlweg sperrten, und rief ihnen spottend zu: „Kennt Ihr mich nicht mehr? Ich bin d'Orvilliers, der euch bei Bressuire gejagt hat. Hundsvötter seyd Ihr, wenn Ihr mich jetzt nicht

mit Zinsen bezahlt.“ Da warfen sich die Feinde mit Wuth auf ihn; er wendete sein Pferd, warf einen Blick zurück und rief laut: „Jetzt vorwärts, Guy, und bringe sie in Sicherheit!“ Guy-le-Geant ergriff den Zügel ihres Pferds und jagte, trotz ihres Widerstrebens, mit ihr den Hohlweg hinauf. Inzwischen folgten die Feinde dem fliehenden Adolph auf der Ferse; er lenkte in eine andere hohle Gasse ein und gewann einen Vorsprung; als er aber die Höhe beinahe erreicht hatte, fand er sie von Feinden besetzt; hinter ihm schnaubten die Rosse seiner Verfolger. Schnell besonnen hielt er an, hob sich mit seinen beiden Füssen auf den Sattel und machte einen mächtigen Sprung über eine Hecke weg, die den Hohlweg bekränzte. So erreichte er glücklich die Höhe; sein Pferd wurde die Beute der Feinde.

Inzwischen hatte die königliche katholische Armee den Rückzug angetreten, um sich bei Beaupreau zu concentriren und die Schlacht anzunehmen. Heinrich Florimond ging, allein und ohne Waffen, in der Mitte der ohne Ordnung sich bewegenden Haufen. Es war nicht eine Armee, die sich hier an die Loire zurückzog,

sondern eine ganze Bevölkerung, die in Masse ihre Heimath verließ, um dem Feuer und Schwert ihrer Feinde zu entgehen; das ganze Gefilde umher war mit Fliehenden überdeckt, Greise, Männer, Weiber und Kinder in buntem Gemisch, ihre besten Habseligkeiten mit sich schleppend und ihr Hausvieh vor sich hertreibend. Diese ganze Masse bewegte sich in den engen Fahrwegen, in den Fußsteigen, über steile Abhänge, durch Hecken, Einzäunungen und Mauern sich Bahn brechend. Auf einmal ertönte das furchtbare Geschrei: „Die Blauen! Die Blauen! Rettet euch! Rettet euch!“ Dieser Ruf, der wie ein Lauffeuer durch die verwirrten Haufen ertönte, brachte die ungeordneten Massen in völlige Auflösung, Alles wogte in furchtbarem Gemenge durcheinander, und bald artete der Rückzug in eine völlige Flucht aus. Es war bloß ein blinder Lärm, den die Artilleristen gemacht hatten, um die furchtsame Masse vorwärts zu treiben, die ihrem Geschütz, das in den schlechten Wegen mühsam von Ochsen geschleppt wurde, den Weg versperrte. Mit Anbruch der Nacht gelangte Florimond, in der Mitte der Fliehenden, in

den Flecken Beausse, der einige Stunden von den Ufern der Loire liegt. Hier waren Häuser, Scheunen und Straßen von den armen Flüchtlingen bedeckt, die, meistens ohne Obdacht, der Strenge einer Herbstnacht ausgesetzt waren. Nach Mitternacht, am 17. Oct. 1793, wurde diese regellose Masse durch furchtbaren Kanonendonner aufgeschreckt. Das Geschütz ertönte von allen Seiten zumal: von Saint=Florent, von Mont=Jean und längs der Ufer der Loire. In schrecklicher Angst und Verwirrung lief die wehrlose Menge umher, den Feind von allen Seiten erwartend, und wußte nicht, wohin sich wenden, um ihm zu entgehen. Zügleich ertönten die Glocken vom Kirchthurme, die waffenfähige Mannschaft, bevor sie auszog gegen den Feind, zur Feier der heiligen Messe rufend. Heinrich Florimond, von dem ihm neuen, so vielfach bewegten Schauspiel angezogen, strömte mit der gläubigen Menge der Kirche zu. Ein ehrwürdiger Greis stund am Altar; rings umher lagen die Gläubigen auf ihren Knieen. Die ausziehenden Krieger waren bewaffnet. Der Priester hielt ihnen das Bild des Gekreuzigten vor,

und ermahnte sie, in diesem Zeichen zu siegen oder zu sterben. Während er sie ermuthigte, für Gott und den König, für Weib und Kind muthig ihr Leben einzusetzen, hörte man je und je den fernen Donner des Geschützes, und diese Schrecken des Augenblicks, die Ungewißheit der Zukunft, die Gefahren, die über Aller Haupte schwebten — diß Alles machte die Scene so furchtbar als erhaben. Zum Schluß ertheilte der Priester den Männern, die auszogen in den Streit, seinen Segen und verkündete ihnen die Vergebung ihrer Sünden. Heinrich Florimond, obgleich Philosoph, fand sich durch diesen Auftritt unwillkürlich gerührt.

Am Morgen des 17. Oktobers trafen die beiden Heere auf der Heide zwischen Chollet und Beaupreau zusammen. Die republikanische Armee war 45,000, die royalistische 40,000 Mann stark. Die Landleute hatten durch Uebung bereits eine militärische Haltung erlangt und marschirten in geschlossener Colonne zum Angriff; sie durchbrachen im ersten Anlauf das Centrum der Republikaner und warfen sie bis in die Vorstädte von Chollet zurück. Dadurch fiel auf einen

Augenblick der große Artilleriepack der republikanischen Armee in ihre Hände. Vergebens versuchte der republikanische Obergeneral Beaupuy seine Soldaten zu sammeln; er verlor zwei Pferde unter dem Leibe nnd wäre beinahe gefangen worden. In diesem entscheidenden Augenblicke rückte die Colonne der tapfern Mainzer, die als Reserve aufgestellt waren, ins Feuer. Die Verzweiflung hielt den Muth der Landleute aufrecht, sie warfen die Angreifenden zurück; aber schnell geordnet, wiederholten diese alten Krieger ihren Stoß, die Reihen der Royalisten wurden zerrissen, und das ganze königliche Heer zerstreute sich in wilder Flucht. Die Anführer thaten Wunder der Tapferkeit, vermochten aber die Niederlage nicht abzuwenden. Der Obergeneral d'Elbée und der wackere Bonchamps wurden tödtlich verwundet. Jetzt blieb der royalistischen Armee nichts übrig, als auf das rechte Ufer der Loire überzugehen.

Heinrich-Florimond folgte dem Rückzug der königlichen Armee. Als er auf die Höhen von Saint-Florent kam, sah er das ganze weite Thal der Loire mit Flüchtlingen erfüllt. Mehr

als 80,000 Menschen strömten dem rettenden Ufer zu. Bewaffnete und Wehrlose, Männer, Greise, Weiber und Kinder, verließen in grauenvoller Flucht das Land ihrer Heimath, dem Schwert des Feindes zu entgehen. Wenn sie hinter sich blickten, sahen sie den Rauch ihrer brennenden Dörfer und Gehöfte, und hörten den Kanonendonner des nahenden Feindes. Aus dieser verwirrten Masse stieg Seufzen, Geschrei und Weheklagen gen Himmel; die Menge drängte sich hin und her, Eltern suchten ihre Kinder, Kinder ihre Eltern; hier schriee der Mann nach seinem Weibe, dort durchdrang ein Weib verzweiflungsvoll die dichten Haufen, den Gatten zu suchen, der vielleicht nimmer aus der Schlacht zurückgekehrt war. Alle strekten ihre Hände nach dem andern Ufer aus, als ob sie dort das Ende aller ihrer Leiden finden würden. So oft sich eine Barke dem Ufer nahte, stürzten sich ganze Haufen der Fliehenden hinein und füllten sie bis zum Untersinken; andere setzlen zu Pferd über den Strom, einige durchschwammen ihn. Jenseits des Stroms sah man die Flüchtigen, die bereits übergesetzt waren, eilig Landeinwärts ziehen;

eine kleine Insel in dessen Mitte war mit Menschen angefüllt, die sehnsuchtsvoll ihre Arme nach dem andern Ufer ausstreckten. Diese Verwirrung, diese Verzweiflung, diese Ungewißheit der Zukunft, diese irrende Menschenmenge, die ein weites Thal durchzog, jenseits der Wellen eines breiten Stromes Rettung und Hülfe suchend — dieses ganze unermeßliche Schauspiel konnte dem Beobachter ein schwaches Bild geben von den Schrecknissen am Tage des jüngsten Gerichts.

Beinahe die ganze Masse der Flüchtlinge war übergesetzt. Graf Ferrand hatte am Ufer eine Stellung genommen, um den Uebergang zu decken. Der feindliche Kanonendonner schwieg, aber in geringer Entfernung sah man republikanische Reiterabtheilungen, die das Terrain zu recognosciren schienen. Graf Ferrand beobachtete mit dem Fernrohr die Höhen von Saint-Florent, von wo die feindlichen Colonnen erwartet wurden. „D'Orvilliers, sagte er, werfe die feindlichen Reiter dort zurück und suche den Marsch ihrer Colonnen zu recognosciren, aber wage dich nicht zu weit vorwärts, um nicht ab-

geschnitten zu werden. Wir werden, wenn ich nicht irre, bald einen ernstlichen Angriff zu bestehen haben. Wenn nur diese armen Leute vollends übergesetzt wären, aber so lange müssen wir uns halten; wir dürfen sie nicht der Grausamkeit des Feindes preis geben. — Ja, beim Teufel, sagte Guy-le-Geant, die Hunde würden kurzen Proceß mit ihnen machen; das sind ja wahre Mordbrenner, wie sie sengen und brennen; alle die schönen Dörfer umher stehen in Flammen. Es nimmt mich nur Wunder, daß sie uns nicht schon längst angegriffen haben; sie können unser kleines Häuflein erdrücken und in den Fluß werfen. Aber, poz Wetter, da reiten sie ja schon, und ich stehe hier und plaudere, statt meine wilde Clara zu hüten, die durchaus nicht von der Seite ihres Ritters weichen will; ich komme mir fast vor wie eine Kindsmagd, fügte er hinzu und bestieg seinen Normann.

„Die rothen Husaren dort retiriren, sagte der Schütze, der, sein Gewehr zwischen den Beinen, auf dem Boden saß und behaglich dem Reitergefecht zuschaute; der Guy ist ihnen mit einem Zug auf den Fersen; wenn sie Stand halten,

wird er ein Paar von ihnen vom Roße springen lassen. Horch, die Trompete! .... Bei'm Henker, sie stehen ... Er setzt an .... er ist mitten unter ihnen .... da fällt einer .... noch einer .... sie reißen aus .... Habe ich's nicht gesagt .... Ja, der Guy hat einen Arm, der fällt schwer auf. — Wenn sie nur nicht zu weit vorgehen, sagte der alte Graf besorgt, indem er auf das Reitergefecht blickte; zwar sie haben ja Augen, das Feld ist frei und sie können in keinen Hinterhalt fallen. — Dort kommt eine neue Schwadron die Anhöhe herab, fuhr der Schütze fort, nimm dich in Acht, alter Guy .... Der ist kein Narr, er hält und sammelt seine Reiter .... der Teufel, noch eine Schwadron von der andern Seite, jetzt wird es Ernst .... Wieder die Trompete .... Recht so, junger Herr, die ganze Schwadron zusammengezogen .... aber was hilft es, da sehe ich einen neuen Haufen so rothe Spitzbuben in das Blachfeld herabreiten. — Graf Ferrand, der den Gang des Reitergefechts beobachtet hatte, befahl einem Offizier, sich mit einer starken Abtheilung Schützen in die vor der Fronte liegenden Gräben und Einzäunungen zu werfen, um

den Rückzug der Reiterei zu decken. „Da ist der Laurent auch dabei, rief der Schütze vergnügt, sprang auf und folgte der Abtheilung.

In diesem Augenblicke fielen mehrere Kanonenschüsse und die Höhen von Saint-Florent bekränzten sich mit Geschütz und feindlichen Colonnen. Nachdem der alte Graf die Entwiklung der republikanischen Streitkräfte eine Zeitlang aufmerksam beobachtet hatte, wendete er sich zu Heinrich Florimond, der neben ihm stund, und sagte; „Wir werden uns hier nicht mehr lange halten können. Sie sind unbewaffnet, junger Freund, da Sie nicht für unsere Sache fechten wollen, und werden daher wohl daran thun, bei Zeiten auf die andere Seite des Flusses überzusetzen. — Der Jüngling schüttelte den Kopf und erwiederte ruhig: „Ich bleibe hier." — Um sich fangen zu lassen! versetzte der Graf verwundert. Wissen Sie denn nicht, daß Sie Ihren Kopf selbst auf das Blutgerüste tragen würden. — Ich weiß es, aber ich kann nicht anders, wenn ich meinen Grundsätzen treu bleiben will. Die herrschende Parthei verfolgt mich, aber dennoch bin und bleibe ich Republikaner. Ich be-

trachtete mich bisher als Gefangener der royalistischen Armee, obwohl man mich frei gehen ließ; da aber jetzt die übrigen Gefangenen freigelassen sind, sehe ich mich auch als frei und ungebunden an, und mache nun von meiner Freiheit den Gebrauch, den ich für zweckmäßig halte. – Aber bedenken Sie, junger Mann, daß Sie sich selbst ins Verderben stürzen. — Mein Entschluß ist gefaßt. Man soll nicht von mir sagen können, daß ich freiwillig den königlichen Fahnen gefolgt sey, wenn ich auch nicht die Waffen für sie trage. Mag es mit mir werden, wie es will, ich will rein und unbefleckt da stehen vor Freund und Feind.

Graf Ferrand wollte eben neue Gründe der Ueberredung hinzufügen, als die feindliche Reiterei auf der ganzen Linie einen Angriff machte und die königliche Kavallerie, der sie bei weitem überlegen war, auf das sie unterstützende Fußvolk zurückwarf. Bald wurde das Vorposten-Gefecht allgemein und die feindlichen Colonnen rückten unter dem Schalle ihrer kriegerischen Musik und mit flatternden Fahnen in das Thal herab. Der alte Graf ordnete mit der Ruhe

und Besonnenheit eines erprobten Anführers seine geringen Streitkräfte zum Widerstand, während er Befehl gab, das Uebersetzen der noch wenigen übrigen Flüchtlinge möglichst zu beschleunigen. Die königliche Reiterei kehrte in Ordnung in ihre Linien zurück und setzte sich hinter dem Fußvolk. Der Graf befahl ihr, über den Fluß zu setzen und sich am jenseitigen Ufer aufzustellen. Die Reiter marschirten ab und schwammen Zugsweise, dicht geschlossen, um die Gewalt der Wellen zu brechen, über den Strom. Es war ein imposantes Schauspiel: In der Ferne den Marsch der feindlichen Colonnen, von Plänklern umschwärmt, die rauschende Musik, das Wirbeln der Trommeln, einzelne Kanonenschüsse, das Gewehrfeuer längs der Linie, hier tiefe Stille, aber ruhige Haltung, in den Reihen des kleinen Häufleins, das den Rückzug dekte, der breite Rücken des Stroms mit Nachen bedeckt, die eilig hin und her ruderten, um die Ueberreste der Fliehenden zu retten, und die Köpfe der schnaubenden Pferde und die Reiter mit halbem Leibe über das Wasser hervorragend und mühsam dem Ufer zustrebend.

Die sämtliche Reiterei war im Flusse. Adolph, Clara d'Autichamp und Guyle-Geant an der Seite, hielt noch immer neben dem alten Grafen. D'Orviliers, sagte dieser mit der Kürze des Befehlshabers zu dem Jüngling, warum folgst du deiner Schwadron nicht?" — Ich bleibe hier, um Ihr Loos zu theilen; Ihre Lage ist gefährlich, erwiederte der junge Mann. — Der Anführer gehört zu seiner Truppe, versetzte der alte Graf mit Ernst; ich befehle dir, deinen Leuten zu folgen. Weißt du, was Dienst ist und kennst Du die Pflichten des Untergebenen? fügte er mit flammenden Blicken hinzu, als der Jüngling zauderte. — So leben Sie denn wohl, mein zweiter Vater, rief der junge Mann schmerzlich aus und reichte ihm die Hand zum Abschied, und erhalten Sie uns Ihr theueres Leben. — Lebe wohl, mein Sohn, entgegnete der alte Graf mit Rührung; ich kenne meine Pflicht und werde sie thun bis zum letzten Odemzuge. „Komm, Heinrich, sagte Adolph zu seinem Freunde, hier ist ist ein lediges Pferd für dich. — Lebe wohl, Adolph, erwiederte Florimond ernst, ich bleibe hier. Nie werde ich

freiwillig der Fahne folgen, unter der Du dienst, und jetzt bin ich kein Gefangener mehr. — Auch du, Freund meiner Jugend, seufzte Adolph, muß ich denn Alles an einem Tage verlieren? — Alles? erwiederte Clara unwillkührlich und warf ihm einen Blick des Vorwurfs zu. „Nein, Nein! sagte der Jüngling, du bleibst mir noch, du treue Seele!« — „Und der Narr da soll dir auch bleiben, er mag wollen oder nicht!“ rief Guy=le=Geant, streckte seinen mächtigen Arm aus, ergriff Florimond, hob ihn auf sein Pferd und sprengte dem Ufer zu. Noch einen schmerzlichen Blick warf der Jüngling zurück auf seinen väterlichen Freund und folgte ihm.

Immer näher rückten die feindlichen Colonnen und mit jedem Augenblicke wurde das Treffen hitziger. Jetzt waren sämtliche Wehrlose übergeführt und nun benützte Graf Ferrand die Barken, um nach und nach seine Truppen aus dem Gefechte zu bringen und über den Fluß zu setzen; er selbst zog seine Leute nach Maasgabe, als sich ihre Zahl minderte, enger zusammen und concentrirte sie am Ufer des Stroms. Jetzt aber drängte der Feind mit Uebermacht auf den klei=

nen Haufen; er wurde von allen Seiten durchbrochen und das Treffen lößte sich in einzelne Gefechte auf. Mit unerschütterlichem Muthe stund der alte Graf dem Feind in verzweiflungsvollen Kampf und munterte seine Streiter durch Wort und That zum Widerstand auf. Schon näherten sich die Barken vom jenseitigen Ufer, da drang die feindliche Masse mit Wuth auf die erschöpften Krieger ein, die nur noch schwache Gegenwehr leisteten. Ein feindlicher Offizier, mit lauter Stimme seine Soldaten ermuthigend, drang bis in die Nähe des alten Grafen und hob sein Schwert zum Schlage, da wandte ihm dieser das Gesicht zu. Der Offizier, wie vom Blitze gelähmt, ließ den Säbel fallen und schriee in furchtbar schmerzhaftem Tone auf: „Barmherziger Gott, es ist mein Vater!“

* *
*

Der republikanische General Kleber saß in seinem Cabinet; ein Offizier trat zu ihm, sein Gesicht war bleich, die Augen erloschen und seine Gestalt von Gram gebeugt. Als ihn der General erblickte, erhob er sich von seinem Sitze und ging einigemal rasch im Zimmer auf und ab,

seine Bewegung zu verbergen. „Mein General ..... begann der Offizier und hielt plötzlich inne, denn die Stimme versagte ihm. »Ich weiß, Bürger Ferrand, fiel der General ein und trat auf ihn zu. Sie sind einer meiner wackersten Offiziere und ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß mir Ihr Schicksal nahe geht. Sie kennen mich und wissen, daß ich menschlich fühle, aber .... Dieses aber, ergänzte der Offizier in bitterem Tone, ist es ein Todesurtheil für meinen Vater? — Sie kennen die Republik und ihre unerbittlichen Gesetze, erwiederte der General mit Achselzucken. — Aber ich weiß auch, General, daß Sie menschlicher sind, als diese mit Blut geschriebenen Gesetze. — Bürger, ich bin was in meinen Bereich gehört, nur der Vollstrecker des öffentlichen Willens, der sich in diesem Augenblicke durch das Organ des National-Convents ausspricht. — Das heißt mit andern Worten, Sie wollen dem Gesetze seinen blutigen Lauf lassen? fragte der Offizier und heftete einen Blick stillen Vorwurfs und gespannter Erwartung auf seinen Feldherrn. — Kann ich anders, erwiederte dieser, und darf ich mit einem

Einzelnen eine Ausnahme machen, da schon so viele Opfer gefallen sind? — Hier sprechen viele Gründe für eine Ausnahme, versetzte Philipp, sich mühsam fassend. Ich will nicht von meinen Diensten reden, aber ich habe der Republik wohl gedient. — Diese Dienste, junger Mann, waren Sie ihrem Vaterlande schuldig. Hunderte und Tausende haben das nämliche gethan, und während sie ihr Blut für die Republik in der Feldschlacht verspritzten, endeten ihre Angehörigen auf dem Schaffot. Diß ist der Lauf der Dinge in dieser stürmischen Zeit, sie fordert Opfer aller Art. Habe ich nicht auch der Republik wohl gedient, und schwebt nicht jeden Tag das Schwert an einem Faden über meinem Haupte? Der geringste Mißgriff, ein verlorenes Treffen — und ich muß meinen Kopf auf das Blutgerüste tragen! — Ha! rief Philipp bitter aus, hätte ich doch nie mein Schwert für diese undankbare Republik gezogen! — Jüngling, sagte der General mit Würde, indem er ihm näher trat, das Unglück macht dich ungerecht. Ja, unsere Gesetze sind mit Blut geschrieben, und das Leben des Einzelnen hat kein Gewicht in der großen Waag-

schaale, worin die Geschicke der Völker gewogen werden. Wenn die theuersten Güter einer Nation — Freiheit und Unabhängigkeit — bedroht sind, wenn der Feind an den Thoren des Landes steht und die Flamme des Bürgerkriegs im Innern wüthet, dann fällt der Preis des Lebens in seinem Werthe, und Hunderttausende und Millionen müssen geopfert werden, und Blut muß in Strömen fließen, um künftigen Geschlechtern die schwer errungene Freiheit als Erbtheil zurückzulassen, und nichts darf dem Menschen so theuer seyn, daß er es nicht freudig auf dem Altare des Vaterlandes niederlegte! Junger Mann, glauben Sie mir, ich bedaure Sie, denn ich habe ein menschliches Herz und weiß, was Kindesliebe ist, aber der General der Republik kann Ihnen nicht helfen. Der Himmel verleihe Ihnen den Muth, das Schwerste zu ertragen. — Mit diesen Worten entfernte er sich, indem er dem Zurückbleibenden einen Blick inniger Theilnahme zuwarf.

Graf Ferrand, von den Truppen der Republik gefangen genommen, war in das Schloß, das der General Kleber bewohnte, gebracht und mit gebührender Achtung behandelt worden. Man

hatte ihm ein anständiges Zimmer zum Gefängniß angewiesen und blos eine Schildwache vor die Thüre gestellt, Er saß eben auf einem Sessel und ließ die Leiden und Freuden eines langen und wechselvollen Lebens an seiner Seele vorübergehen, gedachte mit Wehmuth der Lieben, die er zurückließ, der vereitelten Plane und Hoffnungen und der Ohnmacht aller Sterblichen im Kampfe mit einem eisernen Geschick und sah dem Ende seines Daseins mit der Ruhe des Philosophen und der Ergebung des Christen entgegen, als plötzlich die Thüre geöffnet ward und, zu seiner Verwunderung, Heinrich Florimond in das Zimmer trat, das hinter ihm wieder geschlossen wurde. „Welcher Unstern führt Sie hieher, junger Mann? rief ihm der Graf entgegen. Sind Sie in die Hände der nachsetzenden Feinde gefallen?« — Ich bin selbst über den Fluß zurückgekehrt, weil es gegen meine Grundsätze war, der königlichen Armee freiwillig zu folgen. — Und nun sind Sie ergriffen worden? — Ja, weil ich mich durch keine Papiere ausweisen konnte. — Haben Sie Ihren wahren Namen angegeben? — Allerdings, ich kenne das

Schicksal, das mich erwartet, und diese Menschen, die im Namen der Freiheit Despoten sind, sollen sehen, wie ein Mann stirbt. — So werden Sie mein Loos theilen, junger Mann? Ich bedaure Sie, Sie stehen noch an der Schwelle eines hoffnungsvollen Lebens, ich aber bin ein alter Mann, dessen Tage gezählt sind, und die Spanne Zeit, die mir ein gewaltsamer Tod raubt, ist kaum der Klage werth. — Möchte es so schnell mit mir enden, als mit Ihnen! Bei der Gewißheit des Todes ist der Aufschub eine Pein. Sie wollen mich nach der Hauptstadt bringen und dem Revolutionstribunal ausliefern; Sie werden militärisch gerichtet, weil man Sie mit den Waffen in der Hand ergriffen hat. — Sie dauern mich, denn Sie müssen den Kelch des Todes Tropfenweis leeren, der schnell an mir vorüber geht; doch der Trost eines guten Gewissens hält aufrecht in jeder Lage des Lebens, wie bitter sie auch sey.

Auf solche Weise besprachen sich bald die beiden Gefangenen, bald hieng Jeder von ihnen seinen schwermüthigen Gedanken nach. Als die Nacht eingetreten war, legten sie sich auf ihrem

einsamen Lager nieder. Am andern Morgen sollte der Graf vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werden. Nach Mitternacht öffnete sich die Thüre, und Wache trat herein, um Heinrich Florimond abzuholen. Er erhob sich von seinem Lager und äusserte seine Verwunderung, daß man ihn noch mitten in der Nacht weiter transportiren wolle; der Befehlshaber der Wache erwiederte, er habe Befehl dazu und kenne den Grund dieses schnellen und ungewöhnlichen Verfahrens nicht. Der alte Graf schüttelte seinem Leidensgefährten zum Abschied die Hand und sagte mit gerührter Stimme: „Nehmen Sie den Segen eines alten Mannes mit, der Sie wegen Ihrer aufrichtigen Anhänglichkeit an Ihre Grundsätze liebgewonnen hat. Der Muth des Tugendhaften besteht alle Proben — das sey unser Beider Trost!“ Mit Thränen im Auge warf sich der Jüngling an die Brust des edlen Mannes, riß sich gewaltsam los und schied schweigend. „Wieder eine herbe Minute überstanden, und so vergeht nach und nach der Traum des Lebens! sagte der Graf, ihm wehmüthig nachsehend, und setzte sich erschöpft auf sein La-

ger. Das Härteste, fügte er hinzu, steht mir noch bevor, der Abschied von meinem einzigen Sohne, wenn sie mir ihn anders gönnen!“

Einsamkeit und Stille herrschte rings umher; die Glocke schlug die erste Stunde nach Mitternacht. Der Gefangene, in düstere Betrachtungen versunken, hörte ein Geräusch und hob langsam das Haupt, das in seiner Hand ruhte. Eine verborgene Tapetenthüre öffnete sich, ein Mann in bürgerlicher Kleidung trat herein und winkte ihm, mit dem Finger auf dem Mund, Stille zu. „Wer sind Sie und was wollen Sie von mir?“ fragte ihn der Graf. „Wer ich bin erwiederte Jener, ist gleichviel; was ich will, werden Sie sogleich sehen. Folgen Sie mir!“ — Wohin? — Kann Ihnen etwas Aergeres widerfahren, als Ihnen morgen bevorsteht? — Nein, bei Gott nicht! Sie haben Recht. Was hat der noch zu fürchten, der an der Schwelle des Todes steht!

Sie verließen das Zimmer; der Führer des Grafen schloß die Tapetenthüre sorgfältig hinter sich. Nachdem sie durch mehrere schmale Gänge, Treppe auf und Treppe ab gegangen waren,

kamen sie, abermals durch eine Tapetenthüre, in ein kleines Gemach. Hier lag auf einem Sessel die vollständige Uniform eines Unteroffiziers der republikanischen Armee. Der Führer bedeutete ihm sie anzuziehen. Als der Graf etwas zauderte, sagte er: „Sie dient zu Ihrer Rettung, und die werden Sie doch nicht verschmähen wollen, von wem sie auch komme!“ Der Graf legte die Uniform an, der Führer gab ihm Gewehr, Patrontasche und Säbel, und nun war er vollkommen in einen republikanischen Soldaten verwandelt. „So, sagte sein Retter, ihn betrachtend, die Uniform paßt Ihnen wie angemessen. Sie sind jetzt nimmer Graf Ferrand, sondern Jacques Leloup, Sergeant in der dreißigsten Halbbrigade. Merken Sie sich diesen Namen und antworten Sie darauf, wenn Sie gefragt werden, folgen Sie mir nun stillschweigend, spielen Sie Ihre Rolle gut und lassen Sie sich durch nichts, was Sie sehen und hören werden, in Verwunderung setzen.“

Sie giengen jetzt durch mehrere Zimmer, dann eine breite Treppe hinab und gelangten in den Schloßhof, in welchem mehrere Wachen auf

und ab schritten. Sein Führer geleitete ihn an ein niederes Zimmer, nahe am Thor, worin Licht brannte, und sagte mit lauter Stimme, daß es die Wachen hören konnten, zu ihm: „Tretet ein Sergeant, und wartet hier auf weitere Ordre!“ — Hierauf entfernte er sich, wie Einer, der ein, gleichgültiges Geschäft verrichtet hat. Bald darauf wurde ein im Schloßhofe stehender Wagen angespannt, die Wache brachte einen Gefangenen und setzte ihn hinein. Ein Offizier trat unter den Eingang des kleinen Gemachs und rief: „Jacques Leloup!“ — Hier! antwortete der Graf in soldatischem Tone, obwohl bei dem Klang dieser bekannten Stimme ihm alles Blut gegen das Herz stieg, und trat heraus. „Nehmt Platz auf dem Rücksitze, fuhr der Offizier im Tone des Befehlhabers fort, hier ist euer Gefangener!“ Der Graf stieg ein, der Offizier folgte ihm und setzte sich neben den Gefangenen. Der Wagen fuhr zum Thore hinaus. Nachdem Sie das Schloß im Rücken hatten und rings umher Stille und Dunkelheit herrschte, fühlte der Graf eine warme Hand die seinige ergreifen; der Offizier beugte seinen Kopf zu ihm herüber

und sagte mit weicher, leiser Stimme: „Mein Vater, Gott sey Dank, Sie sind gerettet!“ — Philipp! erwiederte der Graf, du bist es, ich erkannte dich an der Stimme. — Sie Beide, fiel der Gefangene ein, ist es ein Traum oder wache ich? — Stille, Herr Florimond-Brutus, versetzte der Graf Philipp scherzend, es ist jetzt keine Zeit zu Erläuterungen. Bedenken Sie, daß der Postillon auf dem Pferde sitzt und uns leicht hören könnte.

Die Reise gieng ununterbrochen fort bis in die Nähe von Nantes, wo sie in dem Landhause eines Freundes des Grafen Philipp abstiegen. „Und durch wen sind wir auf so wunderbare Weise gerettet?“ fragte hier der alte Graf seinen Sohn. — Durch den edlen Kleber, erwiederte dieser, dem ich tausendmal das Unrecht abbitte, das ich ihm gethan. Er entließ mich ohne Hoffnung, als ich ihn um Ihre Rettung anflehte, und ich schalt ihn in meinem Herzen einen gefühllosen Tirannen, würdig, der Vollstrecker der Blutgesetze des unerbittlichen Convents zu seyn, aber der edle Mann muß öffentlich scheinen, was er nicht ist, weil ihn Spione umgeben und

jeden seiner Tritte und Schritte belauern. Im Stillen hat er uns durch einen seiner Vertrauten die Mittel zur Flucht verschafft. — Wer an der Menschheit verzweifeln will, sagte der alte Graf mit Rührung, der hefte seinen Blick auf die wenigen Edlen, die jede Parthei in ihrem Schoose zählt, und er wird neues Vertrauen auf die Vorsehung gewinnen und die dunkeln Pfade, welche sie geht, mit kindlichem Gemüthe verehren!

Unter angenommenen Namen und mit falschen Pässen versehen, setzten sie die Reise nach Paris fort. Die Sehnsucht nach den ihnen Theuern trieb sie dahin, und die Hoffnung, sich in dem Strudel der unermeßlichen Hauptstadt verbergen zu können, bis ein Wechsel der Dinge eintrete, den man von Tag zu Tag erwartete, weil Niemand glaubte, daß ein solcher Zustand der Spannung lange dauern könne, und daß man bald zu den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Mäßigung werde zurückkehren müssen. In der Nähe von Fontainebleau verließen sie die Landstraße, um sich zu Fuß auf einen Maierhof des alten Grafen zu begeben, den ein treuer Pächter verwaltete. Von dort aus wollten sie, um nicht

erkannt zu werden, einzeln und zur Nachtzeit in die Hauptstadt gehen und jeder dort einen abgesonderten Zufluchtsort suchen. Sie verfehlten den Weg und die Nacht nahte heran. Seitwärts an einer Hecke sahen sie einen alten Mann, in Lumpen gekleidet, sitzen, mit bleichem abgezehrtem Gesicht und tief eingefallenen Augen; seine Kräfte schienen ihn gänzlich verlassen zu haben, denn als er einen Versuch machte aufzustehen, fiel er ermattet auf den feuchten Rasen zurück, auf welchem er saß. „Wenn Ihr Menschen seyd, sagte das erbarmungswürdige Geschöpf in mattem hohlem Tone und streckte seine abgemagerte Hand flehend aus, so habt Mittleid mit einem elenden Wesen und gebt mir um Gottes willen einen Bissen Brod, denn ich sterbe vor Hunger." — Wer bist du? fragte der alte Graf und reichte ihm aus der Waidtasche, die er umhängen hatte, ein großes Stück Brod dar. — Der Unglückliche antwortete nicht, sondern verschlang mit heißhungriger Gier die ihm dargereichte Nahrung. — Wer bist du? wiederholte der Graf, nachdem der Bettler seine Mahlzeit schnell verzehrt hatte. — Wer ich bin? entgegnete der Unglückliche in

seltsam geheimnißvollem Tone und die Züge des Wahnsinns entfalteten sich in seinem bleichen Gesichte, und seine Augen leuchteten auf in irrem Feuer. Stille, stille, ich habe keinen Namen. — Du darfst uns wohl vertrauen, wir sind ehrliche Leute und wollen dir gerne helfen, sagte der alte Graf in ermuthigendem Tone zu ihm. — Hu! Hu! versetzte der Wahnsinnige und schüttelte sich im Fieberfrost, die Häscher lauern überall, und es gibt keine ehrlichen Leute mehr.; aber der Bastian ist gescheidt, der Bastian sagt seinen Namen nicht; er bleibt nicht lange an einem Orte, er geht durch Wälder und Felder und bettelt sein Brod, und die Leute sagen, er sey wahnsinnig, aber glaubt es ja nicht, denn sie sagen es nur, weil er so zerlumpt und hungrig ist. — Armes Geschöpf, fuhr der Graf fort, hast du denn keine Wohnung, kein Obdach, unter dem du Schutz finden könntest? — Hi! Hi! Hi! lachte der Wahnsinnige auf, ich bin reich, ich habe viele schöne Häuser und Schlösser, aber ich gehe nicht hinein, denn Ihr müßt wissen, ich bin todt und gestorben, und mein Sohn hat Alles geerbt. Da schwebe ich nun als ein Gespenst im

Lande herum, und die Leute erschrecken vor mir. Ich bin auch einmal meinem Sohne erschienen. Hi! Hi! Hi! Aber der hat sich nicht vor mir gefürchtet, und hat mich fortgejagt. — Mensch, sagte der Graf schaudernd, du redest irre; ja, ich sehe, daß du wahnsinnig bist, denn so ein verworfenes Geschöpf gibt es nicht auf der Erde, das einen alten wahnsinnigen Vater von seiner Thüre stößt. — Hi! Hi! Hi! Damals war ich noch nicht wahnsinnig, mußt du wissen; ich war nur geächtet, weil sie sagten, ich liebe den König, und sie wollten mich umbringen, und haben alle meine Häuser und Güter meinem Sohne gegeben, weil er ein Patriot ist, wie sie sagen; und da irrte ich im Lande herum und war hungrig und durstig und müde, und kam an ein Schloß, das ist einmal mein gewesen, und es fror mich so sehr, da klopfte ich an und bat um einen Bissen Brod und ein Plätzchen am Feuer, mich zu wärmen. Hu! Hu! Hu! da ist mir der Teufel erschienen in der Gestalt meines Sohnes, denn es war mein Sohn nicht selbst, und hat mich hinausgestoßen und hat die Thüre hinter mir zugeschlagen; da habe ich mich auf den nassen Boden

hingelegt, und es fror mich so sehr und ich war so hungrig, und da muß ich lange geschlafen haben, und als ich wieder aufwachte, da hatte mich der Teufel weit weggeführt in einen Wald, und da war es mir ganz anders und war mir so wohl; aber ich glaube, es ist alles ein Traum, und ich bin todt und habe niemals gelebt und einen Sohn gehabt, denn die Leute kennen mich nicht und ich habe selbst meinen Namen vergessen, weil sie mich sonst umbringen würden. — Ha! mir geht ein schreckliches Licht auf, Graf Ferrand! sagte Florimond und warf forschende Blicke auf den wahnsinnigen Bettler. — Graf! wiederholte dieser, ich war auch ein Graf, da ich noch lebte, aber jetzt bin ich todt und bettle mein Brod, denn ich bin immer noch hungrig, wenn ich gleich gestorben bin. Ich habe zu meinen Lebzeiten auch einen Graf Ferrand gekannt, aber der ist auch todt, sie sind Alle gestorben, und nur mein Sohn lebt noch, denn es muß Jemand in meinen Schlössern wohnen, fuhr der Wahnwitzige fort und stierte den alten Grafen an, ohne ihn zu erkennen. — Rächer im Himmel, rief Graf Ferrand schmerzlich aus,

dein Arm ist furchtbar, wohin er trifft! Dieser Unglückliche hat sich die Ruthe selbst gebunden, womit er gezüchtigt wird. — Hi! Hi! Hi! lachte der Wahnwitzige mit heiserer Stimme auf, der Teufel erscheint mir manchmal, wenn ich im Walde liege, und der Wind heult, und das dürre Laub rauschet um mich, und grinzt mich an und ruft mir höhnend in die Ohren: „Ambrugeac! Ambrugeac! Hast du nicht selbst deinen Sohn aufgezogen im Schlamme des Unglaubens und der Verderbtheit, und warst der Rathgeber und der Genosse seiner Laster und Schandthaten?“ Hu! Hu! Hu! dann fürchte ich mich, und will mich in meine Decke hüllen, und da liege ich auf dem feuchten Boden, und will meinen Mantel über das Gesicht ziehen, und habe keinen. — Komm, Unglücklicher, sagte der Graf, es gibt noch Menschen, wir wollen dir helfen, und die Blitze des Himmels werden nicht säumen, auf das Haupt dieses unnatürlichen Sohnes herabzufallen. — Nein! Nein! fiel der Wahnsinnige in dumpfem Tone ein, fluche ihm nicht, denn manchmal weicht der Geist von mir, der mich peinigt, und dann will ich mein Da-

seyn verwünschen, da tritt ein Engel des Lichts zu mir und spricht: „Dulde, dulde, das hast du mit deinen Sünden verdient!“

Tief ergriffen, führten sie den Unglücklichen mit sich fort; sie versprachen ihm Essen und Trinken, und er folgte ihnen wie ein Lamm. Erst tief in der Nacht erreichten sie den Maierhof des alten Grafen und wurden von dem treuen Pächter gastfreundlich aufgenommen. Hier ließen sie den Wahnsinnigen zurück und empfahlen ihn der Obhut und sorgfältigen Pflege des Pächters. Sie selbst verabredeten, wohin sie sich verbergen, und wie sie sich von Zeit zu Zeit heimlich sehen wollten; dann trennten sie sich und jeder begab sich einzeln zur Nachtzeit in die Hauptstadt. Der alte Graf fand eine Zufluchtsstätte bei dem treuen Francois Lepage, denn er wagte es nicht, sich in der Wohnung seiner Tochter Antonie aufzuhalten, und sah sie nur je und je am dritten Orte. Graf Philipp suchte ein Asyl bei dem edlen Mathieu Dumas und wurde mit der Bereitwilligkeit aufgenommen, die er erwartet hatte.

Heinrich Florimonds Herz pochte,

als er sich der Wohnung seiner geliebten Amelie nahte. „Mit welchen überschwenglichen Gefühlen, dachte er bei sich selbst, wird dich die Edle nach so langer Abwesenheit empfangen, mit welcher Wonne wird sie dich an ihr treues Herz drücken, wie wird sie sich freuen, ihren patriotischen Geliebten vor den Verfolgungen der Anarchisten zu verbergen und mit Gefahr ihres eigenen Lebens zu schützen! Mit welcher aufrichtigen Freundschaft wird mich der biedere Remusat empfangen! Diese ungemüthliche selbstsüchtige Frau allein, die nichts von Vaterland und Freiheit weiß, wird mir Schwierigkeiten machen oder doch mich mit scheelen Augen ansehen, was liegt daran, habe ich doch meine Geliebte und meinen väterlichen Freund!“ Mit solchen Gedanken beschäftigt betrat er das Haus. Es war Nacht, und er schlich leise die Treppe hinauf und durch die ihm wohlbekannten Gänge an Amelie's Zimmerthüre. In seinen Mantel gehüllt und seine Mütze tief über die Stirne herabgezogen, trat er ein. Seine Geliebte war allein im Zimmer und saß lesend am Tische; sie blickte vom Buche auf, er schlug den Mantel zurück und streckte ihr die offenen

Arme entgegen. Mit einem Schrei fuhr sie auf und stürzte in das Nebenzimmer. „Ha! dachte der junge Mann, sie will sich erst fassen, sie erliegt unter der Wonne meines Anblicks!“ Auf Amelies lauten Schrei kam ihr Vater aus einem Nebenzimmer gelaufen; als er Florimond erblickte, schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen und stürtzte in das Zimmer zurück. „Mein Anblick hat ihn ergriffen, sagte der Jüngling für sich, er hat ein so weiches, empfängliches Gemüth!“ Lange stund er schweigend und harrte der Zurückkunft der Beiden. Niemand zeigte sich. Die Zeit wurde ihm lange und er konnte diese Zögerung kaum begreifen. Er setzte sich, um gemächlicher über dieses räthselhafte Betragen nachzudenken. Endlich öffnete sich eine Seitenthüre und Frau Anne Remusat trat heraus. Ihr Gesicht lag in den gewöhnlichen Falten und drückte weder Theilnahme, noch Verwunderung, noch irgend ein anders Gefühl aus; er erhob sich und begrüßte sie mit einigem Widerwillen. „Guten Abend, Herr Florimond, sagte sie in dem üblichen Tone, da sind Sie also zurück! Ja, ja, Herr Remusat und Amelie haben

mir es schon gesagt.“ — Ist doch meine Amelie nicht krank, daß sie sich nicht zeigt? Vielleicht hat sie mein plötzlicher Anblick zu sehr ergriffen! Und Herr Remusat schien mir auch sehr erschüttert. Es wäre mir leid, wenn mein unvermuthetes Erscheinen eine schlimme Wirkung hervorgebracht hätte. — Da beruhigen Sie sich nur, Herr Florimond, was das betrifft, erwiederte trocken die Hausfrau. Krank sind sie beide nicht, sonst hätten sie nicht ausgehen können. — Wie, rief der Jüngling mit Erstaunen, sie sind ausgegangen? — Freilich, und darüber dürfen Sie sich nicht wundern, wenn Sie wissen, wie streng die Gesetze sind. Ich bin eigentlich schon strafbar, daß ich mit Ihnen rede und Sie nur eine Minute in meinem Hause dulde, ohne Sie anzuzeigen. Sehen Sie, so ist es jetzt, und so weit ist es mit allen den Narrheiten gekommen, welche die Leute getrieben haben! Ich sagte es immer, die Sache geht zu bösen Häusern, aber man lachte mich aus, und Niemand wollte mir glauben. Jetzt haben sie's. Aber das ist gleichviel, und darum will ich doch die alten Freunde des Hauses nicht verläugnen, und wer einmal

in Ehren bei mir aus und eingegangen ist, der soll immer sein Obdach hier finden, so wahr ich eine ehrliche Frau bin; und das habe ich ihnen auch mit dürren Worten erklärt, und habe ihnen gesagt, wenn ich gleich eure Dummheiten nicht mitgemacht und ihm einen Kranz aufgesetzt und ihn zum Brutus umgetauft habe, so ist und bleibt er doch der Freund des Hauses, und mehr noch, sogar der Verlobte meiner Tochter, und da will ich ihn denn hier behalten und verbergen, so gut ich kann, und wenn sie mir auch alle Häscher des Wohlfahrtausschusses auf den Hals hetzen. Da haben die Beide einen solchen Schrecken be ommen, daß sie plötzlich das Haus verlassen haben, und da sagte ich zu ihnen: „Geht Ihr in Gottes Namen, wohin Ihr wollt, ich weiß, was eine rechtschaffene Frau zu thun und zu lassen hat, und ich will Alles auf mich nehmen. Und das will ich nun auch, lieber Herr Florimond, und zuerst will ich Ihnen etwas zu essen und zu trinken bringen, denn Sie werden hungrig und durstig seyn, und dann wollen wir weiter sehen, was zu machen ist. — Der Jüngling stund erstarrt — eine solche Täuschung war zu bitter

für seine lebhaften Gefühle. Endlich erwachte er wie von einem Traume, schlug seinen Mantel um und sagte mit Fassung: „Leben Sie wohl, Madame Remusat; ich habe mich schwer getäuscht, und Ihnen habe ich ein Unrecht abzubitten.“ — Nun, das hat nichts zu sagen, wenn Sie mir auch in Ihrem Herzen Unrecht gethan haben; man kann nicht in die Leute hineinsehen, erwiederte die Matrone; und weil ich nicht viel schöne Worte mache, und bin häuslich und sehe auf das Meinige, so haben schon Manche geglaubt, ich kümmere mich nichts um andere Menschen und sorge nur für mich selbst, aber ich trage mein Christenthum im Herzen und kenne das Sprüchlein: „Liebe Gott über alles und deinen Nächsten als dich selbst!“ und darnoch thue ich nun auch in der Einfalt meines Gemüths, und so bleiben Sie in Gottes Namen nur da, und ich nehme Sie gerne auf, mag auch daraus entstehen, was da will. — Nein, Madame Remusat, ich danke Ihnen herzlich, aber ich verlasse dieses Haus, ich gehe, ich muß gehen; und sagen Sie diesen Beiden .... Nein! ..: Sagen Sie ihnen nichts. Leben Sie wohl, versetzte der

Jüngling, schlug den Mantel zusammen und stürzte aus dem Zimmer. Verwundert blickte ihm Frau Anne Remusat nach und sagte für sich: Nun, da ist er jetzt doch fort, und ich hätte ihn gerne behalten; aber so ist es nun auch gut, und es hat nicht anders seyn sollen. Der Himmel wird schon für ihn sorgen. Jetzt will ich's doch gleich den Beiden sagen lassen, daß sie zurückkommen, wiewohl es mich ärgert, wenn ich daran denke, daß sie so wenig Christenthum im Leibe haben und sich ihrer Nebenmenschen nicht erbarmen, und noch dazu ..... aber was will man machen; es ist einmal mein Mann und mein Kind, und die bleiben einem eben immer die nächsten. Ey! Ey! Ich muß doch zuerst nachsehen, ob Mariette in der Küche ist und den Braten umdreht. „Mit diesen Worten trippelte die Matrone aus dem Zimmer.“

Düstere Gedanken in seiner Seele wälzend, gieng Heinrich Florimond durch mehrere Straßen, ohne auf den Weg zu achten, den er nahm. Gleichsam mechanisch hatten seine Schritte die gewöhnliche Richtung genommen, und er stund vor dem Hause seines Vaters. Der Jüngling

trat in das Zimmer. Der alte Herr Sebastian Florimond war in ein Buch vertieft, und Annette saß am Tische, mit weiblicher Arbeit beschäftigt. Kaum erblickte Sie ihn, so stürzte sie mit dem Ausruf: „Heinrich! Heinrich!“ auf ihn zu und schlang ihre Arme um seinen Hals. Der alte Vater erhob sich, zeichnete die Stelle in seinem Buche, legte seine Brille weg, trat auf den Sohn zu, schüttelte ihm die Hand und sagte feierlich: „Sei willkommen, mein Sohn, bei den väterlichen Laren! Sie sollen dir Schutz gewähren, ob Sulla oder Marius die Bürger der Republik proscribiren.“ — Du hast hier nichts zu fürchten, lieber Heinrich, fügte Annette hinzu und streichelte ihm die bleichen Wangen; wir wollen dich schon verstecken, und die Nachbarn lieben uns alle, und Niemand wird dich verrathen. „Finster überließ sich der Jüngling den Liebkosungen seiner Verwandten; das Andenken an die Treulosigkeit und Feigheit seiner Geliebten schien sein Herz versteinert zu haben. Je verschlossener und bitterer aber der junge Mann war, um so mehr bemühte sich die Jungfrau, durch jede mögliche Aufmerksamkeit und die zar-

testen Rücksichten die Falten seiner Stirne zu glätten, und ihm sein einsames Leben zu erheitern. Der alte Mann, der in der griechischen und römischen Geschichte so viel von Verbannungen und Proscriptionen gelesen hatte, freute sich fast, einen geächteten Sohn in seinem Hause verbergen zu können, und citirte alle die Stellen aus der Geschichte, die auf seinen Zustand paßten. So viele aufopfernde Liebe mußte Zugang zu dem Herzen des Jünglings finden; er erheiterte sich nach und nach und söhnte sich wieder mit der Menschheit aus, die er, in einer Anwandlung finstern Unmuths, ewig zu hassen geschworen hatte.

So vergiengen mehrere Monate. Die Geächteten sahen sich von Zeit zu Zeit am dritten Ort und theilten sich ihre Hoffnungen über eine baldige Aenderung der Dinge mit. Als eines Abends nach einer solchen Zusammenkunft Graf Philipp in die Wohnung seines Gastfreundes zurückkehren wollte, kam ihm ein Bedienter des Hauses entgegen und steckte ihm ein Billet in die Hand. Es war von Louison, und meldete ihm in kurzen Worten, daß ihr Vater verhaftet sey, und daß er nicht in das Haus zurückkehren

könne, wenn er nicht gleiches Schicksal erfahren wolle. So stund er nun einsam auf der Straße, ohne Obdach, ohne Zufluchtsstätte; er ließ seine sämtlichen Freunde in seinem Gedächtniß an sich vorübergehen, aber da war auch nicht einziger bei dem es nicht wenigstens zweifelhaft war, ob er ihn aufnehmen würde. Als er so bei sich nachdachte, sah er eine dicke, kurze Figur in gemächlichem Schritte an sich vorübergehen. Unwillkürlich entfuhr ihm der Ausruf: „Guten Abend, lieber Abbé!" Der kleine runde Mann kam auf ihn zugewatschelt, betrachtete ihn aufmerksam und sagte in gemüthlichem Tone: „Siehe da, Graf Philipp!" — Ja, leider, ich bin es, erwiederte dieser mit jener muntern Laune, die ihn selten verließ, und stehe hier auf der Straße, und weiß nicht, wo ich heute Nacht mein Haupt hinlegen soll. — Nun, was das anbelangt, versetzte der Abbé, an einigen Betten fehlt es mir nicht; da könnte ich Sie wohl bei mir aufnehmen, aber sonst, freilich .... freilich hat die Sache ihre besondern Schwierigkeiten. — Sie meinen, weil es gefährlich ist, einen Geächteten zu beherbergen? — Das nicht, Gott behüte!

Das wäre das Geringste, aber sehen Sie, Freund, wegen der Lebensmittel, wegen der lieben Nahrung, die einem in diesen betrübten Zeiten so sehr erschwert wird. Da muß ich nun selbst für Alles sorgen, doch das hätte nichts zu sagen, denn es ist eine angenehme Beschäftigung, und ich thue es gern, aber da sehen sie einem ja auf die Finger, daß man nicht mehr genießt, als gerade zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, und wenn ein ehrlicher Mann einen Braten oder Geflügel, oder Fische und dergleichen, ohne was das Leben keinen Reiz hätte, zu sich nehmen will, so muß er es fast mit Gefahr seines Lebens thun, denn er wird gleich als ein Aristokrat verschrieen, und Sie wissen, was das für Folgen hat. Da lasse ich mir's nun sauer werden, und schleppe mein Bischen Nahrung und Nothdurft zur Nachtzeit ins Haus, als ob ich es gestohlen hätte, wie ein Dieb, und mein alter Jean nimmt einen andern Weg, und trägt auch ein, was er erwischen kann, und jeden Tag kaufen wir in andern Boutiquen ein, so daß sie nicht merken, was wir brauchen, und die Küche ist immer geschlossen, da kochen wir denn zusammen in möglichster Stille.

Jetzt bin ich gerade auf meiner Kreuzfahrt begriffen und habe die Taschen schon ziemlich voll, und wie gesagt, Platz habe ich in meiner Wohnung und was die Nahrung anbelangt, so hoffe ich, lieber Graf, Sie werden ein nützliches Mitglied unserer kleinen Gesellschaft seyn, und das Nöthige in unsern Bienenkorb eintragen helfen, dann sind Sie mir zweimal willkommen, und Sie werden es nicht übel nehmen, wenn mein alter Jean mit am Tische sitzt, denn er ist es in neuerer Zeit so gewohnt geworden, weil ich nichts allein genießen kann und weil er redlich zur Ausstattung unserer Tafel beigetragen hat, und ich sage Ihnen, er ist ein capitaler Esser, der einem Appetit macht, wenn man ihm nur zusieht. — Lieber Abbé, versetzte Graf Philipp lachend, Sie können sich darauf verlassen, daß ich ein nützliches Mitglied Ihres gastronomischen Staats seyn werde, denn ich esse selbst gerne etwas Gutes, und was Ihren alten Jean betrifft, so statuire ich mit Vergnügen Freiheit und Gleichheit im Essen und Trinken.

Sie giengen nun von Boutique zu Boutique und brachten einzeln zusammen, was zu einer

vollständigen Mahlzeit erforderlich war, denn der gute Abbé Hennequart haßte nichts mehr, als ein unvollständiges Diner. Er erfreute sich beim Einkaufen an Graf Philipps gastronomischem Kunstsinn und lobte seine weiten Taschen, in welchen bedeutende Vorräthe Platz fanden. Nachdem beide wie Lastesel bepackt waren, schlichen sie sich vorsichtig in die Wohnung des Abbé, die er weislich in dem Hinterhause einer abgelegenen Straße gewählt hatte, um, von demagogischen Augen unbelauscht, auf den Altären seines Lieblingsgottes Comus zu opfern. Der alte Jean war bereits mit einer vollen Schiffsladung von seiner Entdeckungsreise in den gastronomischen Hafen des Abbé eingelaufen, und dieser beeilte sich nun die Vorräthe zu besichtigen und zum vollständigen Diner, welches aus Vorsicht immer zur Nachtzeit gehalten wurde, zu ordnen. „Sehen Sie, sagte er, während er die Küchenschürze anzog und sich zum Geschäfte des Kochens anschickte, da habe ich nun mein Hauswesen eingerichtet, wie es eben die Umstände erlauben, und es kommt mir jetzt zu gut, daß ich mich in meinen bessern Tagen aus

Liebhaberei ein wenig auf die edle Kochkunst gelegt habe. Was Sie betrifft, lieber Graf, so werde ich Sie freilich vorerst blos zum Handlangen brauchen können, aber Sie haben glückliche Anlagen, wie ich weiß, und ich hoffe, daß Sie sich mit der Zeit schon besser ausbilden werden.“ — Was das Essen anbelangt, erwiederte Graf Philipp scherzend, so fehlt es mir, Gott sey Dank, nicht an gastronomischem Sinn, und unter der Anleitung eines solchen Meisters, wie Sie sind, werde ich es wohl auch im Kochen noch zu einiger Fertigkeit bringen.

Nachdem das Mahl zubereitet war, überblickte der Abbé mit Wohlgefallen die reichliche Zahl der Schüsseln, knüpfte die Serviette um und setzte sich behaglich an die Tafel. „Austern und weißen Wein zur Belebung des Appetits!“ sagte er und machte sich an die Arbeit. Dann fuhr er bei der Reihenfolge der Gerichte fort: „Suppe, zur Erwärmung des Magens. Pastetchen, als eine kleine Einleitung des Gastmahls. Hors d'doeuvres! — Die leichten Truppen auf einer wohlbesetzten Tafel, fiel Graf Philipp scherzend ein. — Ganz recht, das ist die wahre Be-

zeichnung. Schweinfüsse von Saint-Menehoud! — Diese aristokratische Benennung muß abgeschafft werden. — Meinetwegen mag man sie Schweinfüsse à la Robespièrre heißen, wenn sie nur gut zubereitet sind. Rostbeef! — Den Britten so unentbehrlich, als die Luft und ihre Freiheit. — Folgen nun die Entrées, fuhr der Abbé fort und stund auf, um sie ordnen zu helfen. Eine mayonaise de poulet, eine galantine de volaille eine cotolette à la minute, ein epigramme d'agneau — was ist Ihnen gefällig? Nun die Fische, sie sind excellent, lieber Graf. Von Geflügel haben wir freilich eine kleine Auswahl, blos Capaunen und Rebhühner. Als Entremets etwas Trüffel, Champignon und Macaroni. Auf solche Weise pries der gute Abbé seine Speisen nacheinander an und freute sich des trefflichen Appetits seines Gastes. In dieser Zufluchtstätte verweilte Graf Philipp unangefochten; der Abbé erwähnte mit keinem Worte der Gefahr, welcher er sich aussetzte, indem er ihn beherbergte, und seine einzige Sorge war, täglich die nöthigen Lebensmittel herbeizuschaffen.

Der junge Graf Ambrugeac lebte mit

der Baronesse Doulevent auf einem Landgut in der Nähe der Hauptstadt. Der klägliche Zustand seines wahnsinnigen Vaters kam ihm zu Ohren, und so ein verhärteter Bösewicht er auch war, so ließ ihn dennoch diese Nachricht nicht ungerührt. Er begab sich unter einem fremden Namen und verkleidet auf den Maierhof, wo sein Vater eine Zuflucht gefunden hatte. Als er sich unter einem Vorwande nach dem Wahnsinnigen erkundigte, erhielt er die Antwort, daß er auf dem Krankenlager liege und dem Tode nahe sey. Tief erschüttert und von Gewissensbissen gepeinigt, trat er in das Zimmer. Der Greis erwachte eben aus einem kurzen Schlummer, sein Gesicht war eingefallen, die Augen hohl und glanzlos, aber der Wahnsinn war aus seinen Zügen gewichen. Der erste Blick des Erwachenden fiel auf den Sohn, der an seinem Bette stund, und trotz der Verkleidung erkannte er ihn sogleich. Da durchzuckte plötzlich der Tod seine Glieder und er fiel entseelt auf das Kissen zurück. Das Entsetzen in allen seinen Zügen verließ der unnatürliche Sohn das Sterbebett des von ihm ermordeten Vaters, und die Nemesis folgte ihm

auf den Fersen. Er machte der schändlichen Buhlerin, die ihn zum Vatermord getrieben hatte, die bittersten Vorwürfe und entzweite sich mit ihr. Sie verließ ihn und gelobte ihm in ihrem Herzen blutige Rache.

Das verschlagene Weib fand bald einen neuen Genossen ihrer Lüste — einen Freund des furchtbaren Fouquier Tinville. Sie setzte alle Mittel in Bewegung, ihren alten Geliebten zu verderben. Zu diesem Ende zog sie auch Erkundigungen über den Aufenthalt und die letzten Lebenstage des alten Grafen Ambrugeac ein. Da auf diese Weise ihre Kundschafter mit dem Pächter des Grafen Ferrand und dessen Leuten in Berührung kamen, erfuhr sie auch den Aufenthalt der drei Flüchtlinge auf dem Maierhofe und brachte in Erfahrung, daß sie sich nach der Hauptstadt begeben hätten. Das Andenken an die von den beiden Grafen erlittene Demüthigung war ein neuer Stachel für ihre Rachsucht, und sie sparte weder Mühe noch Kosten, ihren Aufenthalt zu entdecken. Zuerst gerieth sie auf die Spur des alten Grafen, und so hatte sie bald die Zufluchtsstätte Aller entdeckt. An demselben

Tag und zu derselben Stunde wurden sie sämtlich verhaftet und in das Gefängniß in der Straße Sevres gebracht.

Ihre Verhaftung geschah wenige Tage vor dem 9. Thermidor. Antonie war in Verzweiflung. Nur ein einziger Mann konnte Hülfe und Rettung schaffen, und sie zauderte keinen Augenblick, denn es galt das Leben derjenigen, die ihr auf Erden am theuersten waren. Am Abend desselben Tages trat Sie in Wilhelm v. Altheims Zimmer. Die Lampe in dem einsamen Gemach brannte düster, ein Mann mit eingefallenen Wangen und bleichem Gesicht, saß an dem hölzernen Tische, düster sinnend, das Haupt in die Hand gestützt; er hob den halb erloschenen Blick zu der Eintretenden empor — es war Wilhelm von Altheim. Sie erkannte ihn und ein Laut der Ueberraschung und des Mitleids entfloh ihren Lippen „Du bebst zurück, Antonie, sagte Wilhelm mit der eintönigen Stimme der Hoffnungslosigkeit, es ist nur noch Altheims Schatten, den du siehst, und bald wird auch dieser im Grabe ruhen. Was führt dich in diese Wohnung des Todes? — O, Wilhelm, erwie-

derte die Jungfrau mit Innigkeit, fast vergesse ich meine eigenen Leiden, da ich die deinigen sehe. Unglücklicher, ich kannte dich besser, als du selbst; du hast mehr gethan, als dein fühlendes Herz ertragen konnte. — Und vergebens — das ist der bittere Kelch, aus dem ich trinke, das ist das Gift, das die Keime meines Lebens vernichtet. Doch schweige von mir, ich gehöre nimmer der Erde an; ich habe die bessere Natur in mir bezwungen und ein gefühlvolles Herz dem Elend der Menschheit verschlossen um höherer Zwecke willen; ich will vollenden, und kein Auge soll eine Thräne auf meinem Grabe weinen. Sprich, was führt dich in diese Wohnung des Todes? — Lange betrachtete die Jungfrau mit Wehmuth die verfallenen Züge und die zerstörte Gestalt des einst so blühenden Jünglings, und ihre Thränen floßen: „Gerechter Gott! seufzte sie, so sehe ich eines deiner edelsten Geschöpfe vernichtet und Geist und Körper ein Raub der Verzweiflung und des Todes!“ — Antonie, sagte der junge Mann ernst, wecke nicht die Gefühle in mir, die ich selbst begraben habe. Ohne Schmerz und ohne Klage will ich hinabsteigen in das

dunkle Grab. Sprich, was führt dich in diese Wohnung des Todes? — Gewaltsam bezwang die Jungfrau ihren Schmerz und hielt die rinnenden Thränen zurück: „Mein Vater und mein Bruder, sagte sie, sind gefangen, und ihrer harrt der Tod von Henkers Hand, wenn du sie nicht rettest. — Das will ich, und es sey die letzte Arbeit meines Lebens. Lebe wohl! — Er wendete sich und verschwand in dem Nebenzimmer. Antonie schluchzte laut und streckte ihm die schmerzlich gerungenen Hände nach.

Es war Mitternacht, und nur noch eine einzige Lampe brannte in Pyplasofus einsamer Wohnung. Wilhelm von Altheim trat in das Zimmer — nicht mehr jener rasche, feurige Jüngling, wie in der Nacht des 10. August, sondern von Gram gebeugt, von Leiden des Geistes und Körpers erschöpft. Ruhig erhob der Weise den Blick von seinem Buche. „Deine Worte, mein Vater, sagte der Jüngling in schmerzlichem Tone, sind in Erfüllung gegangen: Majehusmets falsche Lehre ist festgewurzelt in der Unwissenheit der Menschen. — Jahrhunderte und Jahrtausende werden vergehen, bevor Ibra-

chas Stern dem armen Menschengeschlechte in reiner Klarheit glänzt, sprach der Greis mit feierlichem Ernst. Was führt dich hieher, mein Sohn? — Du siehst, mein Vater, wie meine Gestalt verfallen ist, und mein Leben sich zu Ende neigt. Nur noch eine Arbeit habe ich zu thun auf dieser Erde. — Du hast unternommen, mein Sohn, was die Kräfte des Tugendhaften übersteigt. Dein irdisch Theil unterliegt in dem unnatürlichen Kampfe, doch sprich, ist deine Seele gerettet? — Ich stehe am Rande des Grabes, mein Vater, und keine Unwahrheit hat je meine Lippen entweiht. So wahr Ibraschas Stern aus unermessenen Höhen das Weltall beleuchtet, mein Herz ist rein und meine Brust frei von Selbstsucht und Sünde. — Dann, wohl dir! deine irdische Hülle wird im Frieden ruhen und der Funke deines Geistes wiederkehren zum Urquell des Lichts, von dem er ausgegangen. Was du hier suchst, weiß ich, und es wird geschehen, was im Rathschluß Ibraschas beschlossen ist. Trete hinter diesen Vorhang.

Der Greis berührte eine in der Wand verborgene Feder und dreimal erschallte der dumpfe

Ton einer Glocke durch die Stille der Nacht. Die Thüre öffnete sich und ein bleicher Mann mit verstörten Zügen trat in das Gemach. Lange und ernst blickte ihn der Weltweise an, dann sprach er feierlich: „Warum suchst du heute Rath und Hülfe bei mir, der du immer nur den Eingebungen deiner Eigenliebe und Selbstsucht gefolgt? Du hast dich über die Leidenschaften und Schwächen der Menschheit gestellt, und dich zum unerbittlichen Richter ihrer Thorheiten und Laster aufgeworfen: Maximilian Robespierre! Bist du ein Gott, daß du dich solches erkühntest? — Der Gefragte schwieg und sein Körper erzitterte vor dem Blick und den Worten des Weisen. — Maximilian Robespierre! Weil du frei warst von dem Laster des Eigennutzes, das so vieler Sterblichen Herz vergiftet, hast du dich für tugendhaft und über menschliche Schwächen erhaben geachtet. Sprich, ist dein Herz rein von jeder Selbstsucht und warst du ein unbefleckter Diener am Altare der Tugend? — Der Gefragte schwieg und die Bläße des Todes überzog sein Gesicht. — Eitler Thor, die Vorsehung hat dich gebraucht zum Werkzeug

ihrer Hand, zur Ruthe ihres Zorns, womit sie das sündige Geschlecht der Menschen züchtigt, um es eine Stufe weiter zu führen in der Erkenntniß des ewigen Lichts und der Wahrheit — und du wähntest dich ein Gott! Sehe, du warst nur das verächtliche Werkzeug der höheren Weisheit, und nachdem du ihren Zwecken gedient, wirst du weg und in das Feuer geworfen. Sehe, dein Reich ist zu Ende, und du wirst des nämlichen Todes sterben, den du so Vielen unerbittlich bereitet. — Erblassend trat Jener zurück und verließ schweigend das Gemach.

Der Greis zog den Vorhang auf, betrachtete die verfallene Gestalt des jungen Mannes mit Theilnahme und sprach mit Rührung in Blick und Ton: „Gehe mit Gott, mein Sohn, und Friede sey deiner Asche! Du hast menschlich gefehlt und menschlich gebüßt. Am Urquell des ewigen Lichts, wo Ibraschas Stern in reiner Klarheit strahlt, finden wir uns wieder.“

Am Abend desselben Tages, an welchem die beiden Grafen und Heinrich Florimond in das Gefängniß der Straße Sevres gebracht wurden, ward auch der junge Graf Ambrugeac

in dem nämlichen Hause gefangen gesetzt. Seine vormalige Geliebte hatte ihn bei dem Revolutionstribunal des Verbrechens angeklagt, seinen Vater, der eine Zufluchtsstätte bei ihm gesucht, nicht angehalten und den Gerichten ausgeliefert zu haben. Am Tage vor dem 9. Thermidor, dem letzten der Schreckensherrschaft, rief der dumpfe Ton der Glocke die Gefangenen in den Hof des Hauses. Ein Wagen, mit vier Pferden bespannt, der die Angeklagten vor das Revolutionstribunal und von dort auf das Blutgerüste führte, stund im Hofe. Die Gefangenen stellten sich in zwei Reihen und harrten ängstlich, welche Namen der Huissier des Revolutionsgerichts ablesen werde. Es war nur ein Schlachtopfer, das er dießmal forderte; mit lauter feierlicher Stimme rief er den Namen: »Der Bürger Franz Ambrugeac, vormaliger Graf!“ Der Aufgerufene erblaßte und alle seine Glieder erzitterten bei dem schrecklichen Tone. Als er den Fuß heben wollte, versagte er ihm den Dienst, und bewußtlos wurde er auf den Wagen gehoben, der ihn zum Tode führte.

Der 9. Thermidor machte der Schreckens-

herrschaft ein Ende, und die Gefangenen wurden freigelassen. Eine mildere Regierung versöhnte nach und nach die Partheien. Der alte Graf Ferrand zog sich auf das Land zurück. Graf Philipp fand in Louison Dumas eine würdige und geliebte Gattin. Der gute Abbé Hennequart lud sich häufig bei ihnen zu Tische und war sehr vergnügt, daß nun sein beschwerlicher Küchendienst aufgehört hatte und die Tafel ohne sein Zuthun für ihn gedeckt war. Heinrich Florimond lernte Annettens einfaches Gemüth schätzen und wurde glücklich in der Verbindung mit einem weiblichen Wesen, das ihn blos um seiner selbst willen liebte. Adolph d'Orvilliers benützte die Amnestie, die den Vendéern ertheilt wurde, und verband sich mit Clara d'Autichamp, die seine Gefahren und Beschwerden mit so treuer Anhänglichkeit getheilt hatte; er lebte in ländlicher Zurückgezogenheit auf seinen Gütern. Guy-le-Geant und Laurent wurden seine Hausgenossen. Von Carl von Altheim und Emilie Ferrand schweigt die Geschichte; auch ist dem Verfasser derselben von den Abhandlungen,

welche der erstere geschrieben, nichts zu Gesichte gekommen, weßwegen er vermuthet, daß sie nicht im Druck erschienen sind. Als Antonie Wilhelm von Altheims Tod erfuhr, zog sie sich in die Einsamkeit zurück.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seybold, Friedrich,

Republikaner und Royalisten historisch-romantisches Sittengemälde aus der französischen Revolution

Bd.: 2

Stuttgart (1833)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.2718(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091333-9